

# Aus dem Briefwechsel zwischen Ulrich Hegner und Ludwig Meyer von Knonau

Autor(en): **Meyer von Knonau, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **2 (1879)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-984823>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Aus dem Briefwechsel**  
zwischen  
**Ulrich Hegner und Ludwig Meyer von Knonau.**

Von **G. Meyer von Knonau.**

---

Seitdem vor mehr als einem halben Jahrtausend der erste literarisch bekannte Winterthurer, der wackere Barfüßermönch Johannes Vitoduranus, in seinen geschichtlichen Aufzeichnungen, besonders bei Anlaß eines feindlichen Zusammenstoßes, nicht gerade freundliche Blicke nach Zürich hinüberwarf, ist zwischen den beiden Städten von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr ein lebhafter Meinungsaustrausch eingetreten. Allein wenn auch Winterthur im letzten Jahrhundert des Mittelalters, ungerne genug, sich aus seiner Verbindung mit dem österreichischen Staatswesen lösen und dem zürcherischen Gemeinwesen anfügen ließ, so war damit die Herzlichkeit in den gegenseitigen Beziehungen noch nicht nothwendiger Weise gegeben. Es hieße, Laternen beim hellen Sonnenschein anzünden, wenn dieser Satz etwa für die eine oder andere Erscheinung der Gegenwart näher ausgeführt werden sollte. Um so mehr wird es wohl in den beiden Städten den einen und andern Leser dieses nach einer der Städte insbesondere sich benennenden Taschenbuches freuen, hier Einiges aus einem durch mehr als einen Drittheil unsers laufenden Jahrhunderts fortgesetzten Briefwechsel über einen geistigen Verkehr zwischen Zürich und Winterthur kennen zu lernen, in welchem zwei Männer mit einander lebten, die, mochten sie auch vielfach ihrem Wesen nach verschieden sein, von gegenseitiger Liebe und Achtung erfüllt waren und sich bestrebten, der eine in dem andern das Gemeinsame zu

finden und zu pflegen. Allerdings fehlt zwar etwa in einem Briefe aus Winterthur nicht eine Andeutung über das Verhältniß der engeren Heimath zu Zürich als zu der „Stadt“ im unterstrichenen Sinne des Wortes; allein solche kleine Neckereien wurden so nunter aufgenommen, als sie meist harmlos gemacht waren, und zudem hatten sich die beiden Brieffschreiber zuerst in einer kantonalen hohen Behörde kennen gelernt und trafen sich hernach wieder in einer solchen, wo von vorneherein von Rangunterschieden gar nicht gesprochen werden konnte.

Ulrich Hegner gehört heute, ob schon noch keine vierzig Jahre seit seinem Tode verstrichen sind, nicht mehr unter die bekannteren Namen. Man möchte sagen, es sei seinem berühmtesten Buche, der „Wolkenkur“, etwa so gegangen, wie der Vertlichkeit, welche der Dichter wegen seiner von Jugend auf gewonnenen Vorliebe für dieselbe als Schauplatz für seine Geschichte in Briefen gewählt hatte. Nach dem Geschmack der Jetztzeit hat Gais gerade 900 Meter Meereshöhe zu wenig und wird dem Säbris seine völlige Gletscherlosigkeit zum unüberwindlichen Vorwurfe gemacht, etwa so, wie die „Wolkenkur“ des Winterthurer Humoristen, schon wegen der nicht mehr zeitgemäßen Briefform, oder wegen eines gewissen sentimentalen Anstrichs oder der zu wenig belebten Handlung oder sonst kurzweg, als langweilig gelten mag. Aber wer sich das Vergnügen gönnen will, diese Briefe, die ein von seiner Hypochondrie während des Aufenthalts in Gais sich allmählig erholender alter norddeutscher Aristokrat nach Hause schreibt, zu lesen, der wird die Feinheit anerkennen, mit welcher ein wahrhaft vaterlandsliebender Schweizer die Form wählte, um über schweizerische Dinge die freimüthigsten Bemerkungen in geistreicher Wendung anzubringen und andererseits wieder als Apologet für heimische Verhältnisse gegenüber ausländischen Vorurtheilen sich zu zeigen. Hegner hat dabei für sich selbst die Maske eines gleichfalls auf den Appenzeller Bergen die Wolken trinkenden gelehrten Philologieprofessors aus Zürich gewählt und nicht im geringsten sich besonnen, sein eigenes etwas hausbackenes, kühl verständiges Wesen dem Manne als Kleid umzuhängen; doch überall

blickt der Schalk des Humoristen durch. Ganz prächtig ist, um nur auf eines hinzuweisen, die „Reise nach dem Aufgange, beschrieben von einem, der nicht dabey war“: — Eine große Gesellschaft hat sich früh morgens aufgemacht, um den Sonnenaufgang auf dem Berge zu bewundern, und nachdem man schon auf dem Wege allerlei Naturschönheiten besprochen, trifft man auf eine idyllische einsam gelegene Bauernhütte, worauf einstimmiges Lob des Landlebens sich erhebt. Aber in dem freundlichen Häuschen bereitet sich ein Ereigniß vor, welches eine „mitleidige Dame, die Kinder zu Hause hatte“, zu dem Entschlusse brachte: „Ich bleibe; soll ich nicht die Sonne, so will ich doch einen Menschen kommen sehen“. Indessen man hatte sich doch zu lange aufgehalten, und so trat das Mißgeschick ein, daß die Sonne, als man auf dem Hügel ankam, schon oben war und die rechte Begeisterung sich nicht mehr einstellen wollte. Doch man tröstet sich schließlich mit der guten That, und darauf läßt sich die ganze Gesellschaft von dem glücklichen Vater zu Gevatter bitten. — Man möchte sagen, daß aus dieser reizenden, wahrhaft poetischen Scene ein Lächeln in Thränen herauszufühlen sei. Indessen steht dieselbe schon in der Fortsetzung des Romans, in den „Folgen der Molkenkur“; denn die halb befreundete, halb dienende Gesellschafterin der Nichte des alten Obersten, das Schulmeisterstöchlein aus der pommerischen Heimath, ein ebenso munteres als empfindsames Wesen, hat sich schon während der Molkenkur selbst mit einem jungen Prediger aus dem benachbarten Rheinthale verlobt. Schließlich jedoch bleibt es ganz und gar nicht nur bei „Suschens Hochzeit“; sondern ganz abgesehen davon, daß des Obersten Nichte die Frau eines längere Zeit durch schwierige Verhältnisse ihr ferne gehaltenen bürgerlichen Geliebten wird, ergeben sich für die Gesellschaft, wie für die Dienerschaft zuletzt in dem vom Leser liebgewonnenen Kreise noch mehrere günstige Ausichten auf künftige Verbindungen. Man mag das wohl zu viel finden, und jedenfalls hatte auch der Verfasser selbst das Hauptgewicht auf die Charakteristik der Personen, nicht auf das romanhafte Beiwerk gelegt. Dort ist er vollendeter Meister; hier

nimmt man diesen kleinen, wohl auch theilweise spaßhaft gebrachten Ueberschuß gerne mit in den Kauf. Hegner selbst deutet an, wie er diesen Superlativ von Siegen Amor's beurtheilt wissen wolle; denn durch den alten Professor läßt er den Flug der Begeisterung ein wenig herunterstimmen: „Es gehört zum irdischen Wohlsein, daß der Mensch nicht zu lange in den Lüften der Empfindung verweile“.

Allein Hegner hatte sich zeitlich zuerst, erheblich vor der „Molkentur“, als Reiseschriftsteller eingeführt: im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hatte er Paris besucht und die Reise in drei Bändchen geschildert. Eine später erschienene „Berg-, Land- und Seereise“ bewegte sich in den Grenzen der Schweiz. Jenes erste Buch, welches die französische Hauptstadt in den so längst für uns zurückliegenden Zeiten des Consulats zeichnet, besitzt nun allerdings für uns unmittelbar keine allzu große Anziehungskraft mehr, und die Schweizerreise von fünf Tagen reicht nur bis auf den Rigi und nach Luzern, so weit also, daß es jetzt für einen Schulausflug eben knapp genug erscheint. Immerhin mag billig bezweifelt werden, ob es seit 1817, wo Hegner den Berg bestieg, je wieder einem Rigifahrer gelungen sei, in so schöner Sprache und in so nachhaltiger Weise seine Erlebnisse und Eindrücke darzustellen. Schon in seiner Pariser Reise hatte jedoch Hegner auch als Kunstkenner oder wenigstens als warmer Kunstfreund sich zu erkennen gegeben. So machte sich denn Hegner in späteren Jahren an die Würdigung Hans Holbein's des Jüngeren. — Allerdings ist nun auch dieses 50 Jahre alte Buch überholt, und es möchte sogar scheinen, als hätte dasselbe kürzlich von 1866 bis 1874 an Werth verloren. Denn der neueste Biograph des großen Meisters, dessen Werk jetzt freilich eine ganz andere Stufe der Wissenschaft der Kunstgeschichte vertritt und auf einem weit größeren Materiale beruht, hatte wenigstens noch in der ersten Auflage es für gegeben erachtet, Hegner's Buch zu nennen: — es entspreche dem damaligen Standpunkt der Kunstgeschichte und gebe zum Studium des in Basel befindlichen Materiales eine dankenswerthe Anleitung. Das Vorwort der zweiten Auflage dagegen redet von Hegner

kein Wort mehr, und doch hat derselbe für das Leben Holbein's schon Mehreres sehr richtig gesehen. So bestimmte er als dessen Geburtsjahr das Jahr 1498, zu welchem dann Woltmann, nach einem allerdings nicht zunächst durch ihn verschuldeten Umwege, erst in der zweiten Auflage nahezu zurückkehrte (um 1497); als Zeit der Anwesenheit Holbein's in Luzern gab der ältere Forscher das seither durch urkundliche Daten trefflich bestätigte Jahr 1517, als dasjenige der Einbürgerung in Basel, richtiger als anfangs sein Nachfolger, das Jahr 1519. Schon Hegner widerspricht in bestimmtester Weise jenen ganz einfältigen späten Schwätzereien von dem exemplarisch unordentlichen Lebenswandel Holbein's, und er nimmt dessen Familienleben in Schutz, obgleich ihm von den trefflichen Zeugnissen des bürgerlichen Wohlstandes des Malers aus den Inventarien der Basler Gerichtsacten noch nichts bekannt war und er von der Solothurner Madonna noch nichts wußte, wo das holde göttliche Frauenbild die Züge der Frau des Meisters aus den ersten Zeiten der Ehe aufweist. Hegner's Holbein bleibt eine äußerst ehrenswerthe Station auf dem Entwicklungsgang der deutschen Kunstgeschichte.

Nicht auf alle Leistungen Hegner's war hier, wo zunächst nur sein Name aufgefriecht werden mußte, hinzuweisen. Die Versicherung möge genügen, daß seine Werke ihm eine Stelle unter den tüchtigen deutschen Prosaisisten, voran aber diejenige eines der feinsten Köpfe zuweisen, welche die Schweiz jemals unter ihren Angehörigen hat zählen dürfen. Dafür nun, daß der Schriftsteller, der zurückgezogene humoristische Beobachter, auch eine Persönlichkeit von herzlich freundschaftlicher Gesinnung, von äußerster Urbanität, von einer beneidenswerthen Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit war, mögen die nachfolgenden Seiten neue Beweise liefern.

---

Hegner gehörte von Geburt der Aristokratie Winterthur's an. Schon seit Jahrhunderten war ein Hegner nach dem anderen Schult-

heiß der Stadt geworden, und der Vater bekleidete die ansehnliche Stelle eines Stadtphysicus. Auch der Sohn, welchem eine eigenthümlich abgeschlossene Erziehung zu Theil geworden war, sollte in den Beruf eines Arztes eintreten, und er wurde deßhalb 1775 im Alter von 16 Jahren auf die Universität Straßburg gebracht. Das Verhältniß des Studenten zu seinem Brodstudium war aber ein sehr kühles, und auch sonst muß es an geistiger Zusammenfassung dem jungen Manne hier gefehlt haben. Anregungen zwar gingen ihm ganz und gar nicht ab, und er bekannte noch lange, dem aus der Tischgesellschaft Göthe's bestens bekannten Actuar Salzmann sehr Vieles zu verdanken; seine humoristische Ader fand weiter an einem originellen Apothekergehülfen, welcher den ganzen Werther auswendig wußte und überall Sätze daraus anbrachte, ihre Befriedigung. Nicht ohne Schwierigkeit erlangte Hegner hier 1780 den Doctorhut und kehrte als ein äußerst ungeisteter Jünger des Askulap nach Winterthur zurück, um nun unter seinem Vater sich der Praxis zu widmen. Aber sechs Jahre später wurde die Landschreiberei des äußeren Theiles der Grafschaft Niburg, eine in der Familie Hegner gewissermaßen erblich gewordene einträgliche Stellung, erledigt, und 11 Jahre hindurch bekleidete dann Hegner dieses Amt, in welchem er sich als wohl geübt erwies, und wodurch ihm in weitem Umkreise ein guter Name geschaffen wurde. Denn 1798 kam nun die neue Zeit stürmisch heran: — im Texte zu einem Winterthurer Neujahrskupfer schrieb der Altlandschreiber einige Zeit nachher: „Durch Capitulation ging 1798 das Schloß Niburg\*) an eine demokratische Partey über, welche aber, die Möbeln abgerechnet, keinen Gebrauch davon zu machen wußte; seitdem steht es unbewohnt und öde“ — ; aber jetzt erhielt der „Bürger Hegner“ im April 1798 unter der neuen helvetischen Ordnung das Amt eines Kantonsrichters, was als deutliches Anzeichen betrachtet werden darf, daß man dem keineswegs demo-

---

\*) Doch hatte Hegner nicht oben auf Niburg, sondern in Winterthur als Landschreiber gewohnt.

krätisch gesinnten Winterthurer Stadtbürger wohlwollend gesinnt war. In Zürich, wohin in Folge dieser Wahl der Wohnsitz verlegt werden mußte, nahm Hegner seinen Aufenthalt im Hause des berühmten Theologen Lavater, mit welchem er schon längere Zeit bekannt war. Mit Vergnügen wies er später auf die nahezu drei Jahre hin, wo er „in dem reinlichen Hause gewohnt und an dem freundlichen Tische gegessen“ habe. Dadurch nun, daß im Januar 1800 Ludwig Meyer von Nonau gleichfalls in das Kantonsgericht gewählt wurde, trat die Freundschaft in das Leben, deren Zeugnisse uns zu beschäftigen haben. Der neugewählte Colleague, 1769 geboren, war um zehn Jahre jünger als Hegner; allein das hinderte nicht, daß er ein Jahr später von diesem als „der geliebteste meiner Mitrichter“ bezeichnet wurde. Doch für das Zustandekommen eines Briefwechsels zwischen den beiden Männern mußte in erster Linie nothwendiger Weise wieder eine Ortsveränderung für einen von ihnen eintreten, und zu unserm Glück geschah das schon zu Anfang des Jahres 1801 dadurch, daß Hegner seine Resignation einreichte. Zuerst zwar wollte man sie nicht annehmen; allein er schrieb: „Es soll mich wundern, wie sie mich zwingen wollen, wenn ich nicht mehr will“. Wirklich wurde er dann auch „von der politischen Bürde“, die nach seinen Worten weniger groß als drückend gewesen war, endlich losgemacht, und er vermochte, wie er in diesen Einleitungsworten seiner Pariser Reise sagt, „die erhaltene Muße (das ersparte Geld kann ich nicht sagen), zu nutzen“.

Hegner hatte die Absicht gehabt, nach Rom zu gehen, und in seiner Phantasie schon seit mehreren Jahren manchen Zug dahin gemacht; aber es war jetzt zu spät: „Was wollte ich nun in diesem Lande thun, da seine besten Kunstwerke, der Hauptgegenstand meiner Reise, von der großen Nation hinweg — erobert worden waren?“ Deswegen also geht der Weg nach Paris, „und zwar vorzüglich darum, weil dort so viele Schätze der Kunst vereinigt sind, die ehedem in den Kirchen, Gallerien, Cabineten Frankreichs, Hollands, Deutschlands und Italiens zerstreut waren“. Der Schreiber gesteht, obschon von seiner

ersten Jugend an ein Liebhaber der Kunst, doch bis dahin nur damit getändelt, darüber gelesen, gesammelt und sprechen gehört, viel zu wenig aber Schönes vom ersten Range gesehen zu haben, so daß er diese Reise um seiner Ausbildung willen als unumgänglich erforderlich ansehe. Zudem aber war nun ja Paris „die Hauptstadt Europa's, der Mittelpunkt der neuen weltumschaffenden Politik“ geworden.

Als der Reisende im Mai 1801 seine Fahrt antrat, fand er Frankreich bei den damaligen Zuständen weit über die Grenzen der Schweiz hereinreichend. Der von ihm in Zürich besuchten Vorstellung der „Pferdespringer“ wohnte der anwesende französische General mit einer Menge von Offizieren bei; zwischen Zürich und Baden zeigte die Gegend von 1799 her noch zahlreiche Spuren kriegerischer Heimsuchung und soldatischer Zügellosigkeit; ziemlich weit nach Frankreich hinein war andererseits schweizerische Scheidemünze sichtbar, sogar recht schmutzige Zürcher Schillinge, die dabei noch über ihrem Werth galten, welche durch die französischen Truppen dorthin verpflanzt worden waren. Bis an die Mauern von Paris wurde Hegner durch das Andenken an sein Vaterland begleitet: „Wir sind so innig mit Frankreich verbunden, daß man allenthalben auf Ringe der Kette stößt, die uns fest hält, und was ist, wenn die Fesseln klirren, natürlicher, als der Gedanke an die eigene Schuld oder Unschuld?“ So ist denn der erste Theil der Reisebeschreibung, welcher nur bis vor Paris führt, reich an Geständnissen des Verfassers über sich selbst und über sein Verhältniß zu den heimischen Dingen, und auch im weiteren Verlaufe hätte es später in dem an den Zürcher Freund geschickten Exemplar gar nicht — zu Seite 114 und 115 im dritten Bändchen — des mit Tinte an den Rand geschriebenen W auf einem Marksteine und des Zürichschildes bedurft, um die Einsicht hervorzurufen, von welchen Städten da gesprochen werde. Sonst freilich nimmt nun in Paris selbst der Verfasser seine Aufmerksamkeit nur für Paris zusammen. Ein mitleidiger Freund hatte ihm gerathen, sich im Passe als amateur des arts zu bezeichnen: die Bemerkungen über Paul Veronese, und was sich Alles an eine Beurtheilung Poussin's

anschließt, die hohe Schätzung der älteren Niederländer und Deutschen rechtfertigten diese Benennung. Schon von den Straßburger Zeiten her war Hegner ein Liebhaber des Theaters, und er ließ sich in Paris die Gelegenheit, sein Urtheil hierüber weiter zu bilden, nicht entgehen. Vorzüglich aber hielt er es für seine Aufgabe, „als Menschenbeobachter den Anfang bei dem öffentlichen Leben des Volkes zu machen“, und gerade die vielfach sich anbietenden Uebergänge von den Nachwirkungen der Revolution in die neu sich vorbereitende monarchische Ordnung finden sich scharf aufgefaßt. Als dann in den Jahren 1803 und 1804 die Reise in drei Bändchen gedruckt erschien, durfte der Verfasser im nachdrücklichsten Sinn des Wortes, wie er eben auch von vorneherein sagen zu können gewollt hatte: „Ich bin auch da gewesen“, dem Buche die Aufschrift geben: „Auch ich war in Paris“.

Als Hegner im Juli wieder zurückgekehrt war, schrieb er an den Freund nach Zürich: „Wie oft habe ich in Paris gewünscht, meinen lieben unvergeßlichen Meyer an der Seite zu haben, um mit ihm meine Beobachtungen zu theilen und von den seinigen Nutzen zu ziehen, und wohl zehnmal war ich in der Versuchung, an Sie zu schreiben, um Ihnen mit der oder dieser Bemerkung ein Lächeln abzugewinnen“. Schon spricht er da von den niedergeschriebenen Bemerkungen, die er nunmehr in eine Art Reisebeschreibung redigire, „zur Unterhaltung meiner wenigen Freunde, also auch für Sie, wenn Sie wollen; wenigstens hab ich Sie bey manchem, das ich schreibe, im Auge“. Die Handschrift ging darauf wirklich in ihren einzelnen Stücken nach Zürich, und so ist in erster Linie an Meyer von Knonau zu denken, wann später im Drucke vor dem ersten Bändchen vorausgeschickt wurde: „Der erste Theil dieser Reise war, wie man wohl sehen wird, nur für Freunde geschrieben; diese wünschten aber, daß er auch gedruckt würde, und — hier ist er“. — In jenem gleichen ersten Briefe nach der Rückkehr heißt es auch weiter: „Ich gedachte auch durch Sie (denn von einem andern wäre es mir gleichgültiger gewesen) den Zustand der Dinge in der Schweiz zu vernehmen — denn für mich taugt die Regel,

daß man nicht fragen müsse: quis?, sondern quid?, in keinem Falle; ich habe an dem Quid keine Freude, wenn mir der Quis nicht gefällt“.

In viel späteren Jahren noch betonte Hegner, daß er in der Höhezeit der helvetischen Staatsumwälzung im täglichen Umgange mit bedeutenden Feinden und Freunden der Revolution ein lebhaftes Bild des beiderseitigen Thuns und Treibens gewonnen habe, und daß er eben, weil zu einer Zeit, wo alles Partei war, er selbst keiner Partei besonders huldigte, dieses Bild als ein wahres ansehe, und ganz dieselbe Auffassung tritt in einer sehr bemerkenswerthen Stelle des Reifewerkes hervor, wo in der schärfsten Weise über die Revolution geurtheilt wird: „Böser Wille nennt sich Freiheitsliebe und kurzsichtiger Eigensinn alte Treue; Schwärmer und heuchlerische Lauerer führen ein thermometrisches Register über jeden selbstdenkenden Mann; die schwache Seite am politischen Freunde darf man nicht einmal mehr leise berühren, viel weniger das Gute am Feinde gut nennen; zwey Parteyen, jede aus Liebe zum Vaterlande, richten das Vaterland zu Grunde und rufen dabey wechselseitig in schaaalen Proclamationen den Gott ihrer Väter an, als wenn jede unter dem besondern Schutz eines eigenen Jehovah stände; und dieses alles sollte man noch rührend und schön finden“. Es war eben die Zeit, wo in wechselnden Staatsstreichen die helvetische Republik von der centralistischen und der föderalistischen Partei bald nach links und bald nach rechts gerissen wurde und in rasch auf einander folgenden Constitutionsentwürfen ihre Heilung finden sollte. In der Beurtheilung dieser Dinge zeigten nun die Zürcher Briefe völlige Uebereinstimmung mit dem einsam stehenden Beobachter in Winterthur: „Revolutionen sind ein Unglück“ — heißt es im September 1801 — „und, wie Genty so wahr sagt, es kehren bei einer solchen alle wirklich liberalen Ideen in die Bücher zurück, kommen, wie ich hinzusetzen möchte, sogar in diesen nur selten mehr zum Vorschein“. Indessen sah Meyer von Knonau auch schon in nicht genug hervorzuhebender Klarheit 1801 bestimmt voraus, was dann 1802 im October in dem Quos ego! des Consuls eintrat. Am 3. August 1801 schrieb er: „Wenn nur nicht, was gerade

diejenigen, die am besten unterrichtet sein können, am meisten zu besorgen scheinen, gerade während unserm Wählen und Anordnen etwas anderes über uns beschlossen wird; wenigstens sagen viele Winke, daß, wenn wir nicht außerordentlich gut und artig sein werden, unsere ganze Haushaltung sehr leicht aufgehoben werden könnte“. Und als dann im October 1801 der neue föderalistische Staatsstreich gelungen war, als die Sieger über den Erfolg ohne Gleichen zufrieden sich zeigten und sich nicht nur sicher, sondern auch angriffsmuthig fühlten, da äußerte er wieder im December: „Ich bin gewiß Feind der Anarchie und des Jacobinismus, so sehr als Jemand; aber welcher Unbefangene kann es sich verbergen, daß die jetzige Herrschaft so sehr auf die Furcht gebaut ist, als es je eine war? Und wie wenig, ja nur ein passives Verhalten von Seiten Frankreichs braucht es, um die Parthie, welche jetzt Meister ist, wankend zu machen oder gar zu stürzen?“

Angesichts dieser klaren Einsicht in die verzweifelte Lage mag man sich billiger Weise fragen, wie denn der Zürcher Freund wünschen und mehrere Male bestimmt darauf hinarbeiten mochte, seinen Correspondenten wieder in die Geschäfte hineinanzuziehen. Aber jedenfalls galt schon für 1801, was 1803 an Hegner geschrieben wurde: „Sie müssen Geschäfte haben; sonst werden Sie verlegen und hypochondrisch; das habe ich deutlich wahrgenommen“.

Im März 1801 war es denn auch sehr nahe daran gewesen, daß Hegner einem Rufe auf die Hauptschaubühne nach Bern gefolgt wäre. Fast eine Woche quälte er sich damals mit Ungewißheit und Zweifel und hätte sogar gewünscht, gezwungen zu werden, daß man auf keine Entschuldigung gehört hätte. Als Haupthinderniß schob er die 84jährige Mutter vor: „Sie findet keinen Sohn mehr, der ihrer pflege; das Vaterland hingegen hat noch viele Söhne“. Der Freund hatte ihm scharf zugesetzt und empfing Dank für seine Gesinnung. Ihm schrieb Hegner: „*Kαὶ σὺ τέκνον!* Auch Sie, mein Lieber, sind unter der Zahl derjenigen, die begehren, ich solle meine Ruhe einer ungewissen und von einer fremden Hand nach Willkühr geleiteten Wirksamkeit aufopfern; ich

solle mich auf das lecke Schiff wagen, das, so nahe zwar am Ufer, doch noch zu scheitern droht? — Wahrhaftig, für einen Steuermann wäre ich zu schwach und als bloßer Ruderknecht zu dienen möchte mir zu oft den Seufzer auspressen: *Que diable avais-je à faire dans cette maudite galère?*“ Er sagt, er habe alle Gründe Pro und Contra auf ein Papier gebracht, und da enthalte das letztere „eine Menge kleiner, demüthiger, individueller Particularitäten“, die ihn zu einem staatsmännischen Patrioten, der Alles verlasse, um der Politik nachzufolgen, schlecht, zu einem „Kraftmann“, wie man vollends aus Bern geschrieben habe, gar nicht qualificire. „In der leider nur zu kurzen Zeit, da wir uns kennen lernten, werden Sie auch gefunden haben, daß ich über viele Sachen im höchsten Grade gleichgültig bin, die Andere äußerst interessieren, und mich gewöhnlich weniger um die Resultate, als um die Motive derselben, bekümmere. Auch dieß ist nicht die Eigenschaft eines thätigen Geschäftsmannes; ich bin aber zu alt, mich hierin zu ändern“. „Jetzt ist es vorbey. Ist meine politische Laufbahn damit zu Ende, so ist es mir gleichgültig; wo nicht, so wünschte ich nichts, als einmal im gleichen Weinberge mit Ihnen zu arbeiten: *Tecum vivere amem, tecum serviam lubens*“.

Allein nochmals war gegen das Ende des Jahres 1801 die Rede von der Möglichkeit, daß Hegner in eine amtliche Stellung versetzt werden könne. Doch handelte es sich in diesem Male nur um ein weniger wichtiges Amt, dasjenige des Unterstatthalters des Bezirkes Winterthur. In einer ganz kostbaren Weise bedankt sich nun hier Hegner seinem „hochzuverehrenden Gönner“ gegenüber für die ihm zugedachte Ehre. Er beginnt: „Verzeihen Sie mir einstweilen noch diese kurze Anrede; ich bin in den barbarischen Zeiten, die wir durchleben mußten, ganz von der zierlichen Titulatur, worauf ich mir sonst etwas zu Gute gethan, abgekommen“; — er sei aber kürzlich in Zürich gewesen und habe da — eben der föderalistische Staatsstreich vom October war inzwischen erfolgt — von den Hoffnungen gehört, welche das wieder geborene Vaterland nähren dürfe: „So gebe ich mir jetzt alle er-

sinnliche Mühe, meinen Stil wieder in das Geleise der alten Urbanität und respectiven Verhältnisse zu zwingen, welches mir auch, wie ich hoffe, bald gelingen soll, vielleicht noch ehe die erwartete Wiedergeburt gänzlich zu Stande kömmt“. Hegner setzt nun auseinander und erklärt, aus welchen Gründen er die Stelle nicht annehmen könne und wolle, z. B. weil der jetzige Unterstatthalter sein naher Verwandter und Universitätsfreund sei und er sich denselben nicht sammt seiner Familie zum Feinde machen wolle: „Sie, mein Theuerster, sind aus der Hauptstadt gebürtig, wo ein großer Ton herrscht und wo man nie nichts von Familienhaß und Werdenlassen und dergleichen hört; aber in den kleinen Municipien ist es ganz anders“. So kehrt denn schließlich Hegner die Frage gänzlich um und schließt den Brief folgendermaßen: „Wenn ich nur während meines langen Aufenthalts in Zürich meine Zeit klüger benutzt und mehr nützliche Bekanntschaft zu cultiviren gesucht hätte, so würde ich jetzt an gehörigem Orte folgende Einleitung zu bewürken suchen. In Erwägung: 1<sup>o</sup> daß sich gegenwärtig in W. kein satzjam taugliches Subject zu der Rolle eines U. Sthtr. vorfindet, 2<sup>o</sup> daß eine vernünftige Annäherung an den statum ab ante allein das Vaterland aus der Hand des Verderbens retten kann, 3<sup>o</sup> daß es vor altem und kurzem immer unter der Klugheit großer Staatsmänner gewesen, bey großen und kleinen Geschäften, besonders auch bey Wahlen, auf die Nothwendigkeit und die Erforderniß der Gegenwart zu sehen, sondern seine Staatskundige allezeit das paulo post futurum im Auge haben mußten, 4<sup>o</sup> daß schon in alten Republiken üblich war oft Männer von Geist und Einfluß, wenn sie sich nicht recht in die herrschende Denkungsart schicken und dadurch ein gefährliches Beyspiel werden konnten, auf einige Zeit ehrenhaft zu entfernen: — so erkennen die Amphiktyonen, den Bürger Kantonsrichter Meyer auf unbestimmte Zeit zum U. Sthtr. des Bezirkes W., mit dem geheimen Auftrage, ein wachsame Auge auf die Bewegungen und Gesinnungen dasiger Burgerchaft zu haben und uns von Zeit zu Zeit pflichtmäßige Ansicht davon zu ertheilen“. — Die Wendung wurde von dem Empfänger des Briefes gut aufge-

nommen und wohl verstanden. — „Auch der kalte gefezte Hegner kann warm werden“ — heißt es in der Antwort — „wenn ein plözlicher unbehaglicher Schlag die rechte Seite trifft; aber da bringt sie denn auch Töne hervor, wovon keiner verhallt und die alle des Aufbewahrens werth sind. So war Ihr Brief Gedanke auf Gedanke und Wiß, Laune und kräftige Wahrheiten Schlag auf Schlag; es würde sich der Mühe lohnen, falsche Gerüchte zu erdichten, um den ruhigen Denker wieder einmal so in Bewegung zu sezen. Gewiß: es war ein Kampf, Ihren Brief von dem jede Sylbe gedruckt zu werden verdient, zurückzuhalten“.

Die schlimmsten Befürchtungen, welche Meyer von Knonau in der Mitte des Jahres 1802 gehegt hatte, waren zum Glück für die Schweiz nicht in Erfüllung gegangen. Am 20. Juni hatte derselbe geschrieben: „Sollte es Plan sein, der Reihe nach Alles, was Kopf, Herz und Vaterlandsliebe oder Anhang an der Schweiz hat, zu compromittiren, lächerlich und verhaßt zu machen, um das Ganze desto leichter aufzulösen?“ Mit mächtiger Hand hatte vielmehr endlich der französische Gewalthaber eingegriffen und der Schweiz seine nicht abzuweisende Vermittlung angedeihen lassen. Ein jeder Verständige pries sich glücklich, daß mit dem Frühjahr 1803 die Fieberkrämpfe des Staatswesens durch die Mediationsverfassung für einmal vorüber seien, daß, wo man leider sich nicht selbst hatte helfen können, von außen eine Heilung gebracht worden war. „Was Gott nicht kann, thut Bonaparte“: heißt es in unserem Briefwechsel. Bekanntlich war aber durch die Vermittlungsacte für den Kanton Zürich das Uebergewicht der Hauptstadt gegenüber dem Kantonalgebiete wieder stärker betont, und nicht ohne eine kleine Neckerei schrieb der Zürcher im April an seinen Winterthurer Freund: „Man sei bei ihnen mächtig ungehalten auf die Metropolis, die, statt sich an die blühende jüngere Schwester anzuschmiegen, als groß denkende Landesmutter zwar ihr kleines Mädchen im Flügelkleide Sonntags mit sich zu Tische sitzen lassen, für die Uebrigen aber, Unmündige und Säuglinge, gleich sorgen und Allen die gleiche Pflege zukommen lassen will“. Auch ein lebenswahres Bild des abermaligen

Uebergangszustandes ist da gegeben: „Hier bietet ein Demokrat einem nunmehrigen Aristokraten die Hand aus vormaliger Gewohnheit und dieser schielt kläglich auf die Seite, ob Niemand es sieht; dort sammelt ein Republicaner die letzte Kraft und schreibt noch einmal „Bürger“ vor den Namen eines Herren oder Junkers“.

Indessen diese Aenderung der Zeiten verminderte in keiner Weise die freundschaftlichen Gesinnungen der beiden Brieffschreiber für einander. Gerade in die Frühlingsmonate des Jahres 1803 fällt vielmehr ein Geständniß Hegner's, daß er dem Freunde einen „Liebesbrief“ schreiben möchte: „Die schönen Tage, die wärmere Sonne erregen eine starke Sehnsucht in mir, in Ihrer Gesellschaft herumzuwandern und mein verschlossenes Herz auch wieder Ein Mal in den Busen eines Freundes zu öffnen. Sie verstehen mich immer auf halbem Wege; hingegen bey meinen hiesigen Bekannten sag ich immer zu viel und werde dann doch nicht verstanden! Von Politik mag ich nicht mehr sprechen; öffentliche Geschäfte habe ich keine mehr; ein Kaufmann bin ich nicht; die Landökonomie versteh ich nicht, wenn ich schon ein Buch über den Weinbau besitze: was bleibt mir, da ich mich noch nicht aufhängen mag, übrig, als mein wohlthätiges Vivitur parvo bene, mit dem ich mich noch tröste“.

Ueber das Verschiedenartigste geht so der Briefwechsel eifrig hin und her. Meyer von Knonau hatte 1802 eine kleinere Schrift unter dem Titel: „Darstellung der Gebrechen des helvetischen Criminalwesens“ erscheinen lassen, welche dem scharfsinnigen Juristen Hegner sehr eingeleuchtet hatte: „Ihre Schrift über die Criminaljustiz“ — schrieb er — „habe ich mit sehr vielem Interesse gelesen und sie sehr lehrreich und trefflich für die Zeitumstände passend gefunden; ich bin versichert, daß sie mehr wird benutzt werden, als Sie glauben und als man wird Wort haben wollen“. Jetzt, 1803, wünschte er dem Freunde wieder — „Auch litterarische Beschäftigung müssen Sie treiben: sonst erfüllen Sie Ihre Bestimmung nicht“ —, daß derselbe einstweilen Prolegomena zu einem bürgerlichen Gesetzbuche schreiben möchte: „Da wären Sie der

Mann dazu. Freylich müßten Sie zuerst den „Kindern thörichter Hofnung“ beweisen, daß unsere alte Sammlung bürgerlicher Gesetze, mit denen man sich freylich ehedem wohl behelfen konnte, in den neuen Zeiten nicht mehr taue, weil heutzutage die Obrigkeit die Autorität nicht mehr hat, welche für ein Gesetz gilt; — und dadurch würden Sie vielleicht ein Wespennest aufstoßen: aber desto größer würde Ihr Verdienst seyn. Doch Sie könnten auch dieß vielleicht in einer Manier sagen, daß Ihnen Niemand darum feind würde“.

Inzwischen aber wurde nun auch an Hegner's Reiserwerke gedruckt, nachdem derselbe anfangs einige Schwierigkeit gehabt hatte, einen Verleger zu finden: — nicht ohne Aerger gestand er im Januar 1803, daß der Vorfall ihn ein wenig demüthige, so bei dem ersten Versuche, sich der Welt bekannt zu machen, abgewiesen zu sein. Dann jedoch kam die Meldung, Buchhändler Ziegler verspreche, „mit typographischer Pracht“ zu drucken, so zwar, daß vorher noch die nachgelassenen Schriften eines Herrn Helfers vollendet werden müßten: „Und darüber möchte mein Kind fast eine alte Jungfer werden“. Endlich erscheint der erste Band, und er ermangelt nicht, überall die wohl verdiente Aufmerksamkeit zu finden. Der Freund in Zürich kannte schon das Manuscript; aber der wiederholte Genuß ist ihm dadurch kein geringerer: „Mein alter Vater“, meldet er, „lernt Ihr Buch auswendig, und alle meine Bekannten lesen es oder haben es gelesen“. Hegner selbst freut sich, daß das Buch in Zürich geschätzt werde, und fügt bei: „Es ist kurios: jedermann macht mir das zweydeutige Compliment, man hätte das nicht von mir erwartet. Seitdem habe ich mich schon oft im Spiegel betrachtet, ob ich denn so dumm aussehe“. — Allein auch über andere neue Erscheinungen theilen sich die beiden Sachverständigen ihre Bemerkungen mit. Schon gleich nach der Veröffentlichung 1801 hatte Meyer von Knonau auf Haller's „Geschichte der Wirkungen und Folgen des östreichischen Feldzuges in der Schweiz“ nachdrücklich hingewiesen: es sei und bleibe ein lesenswerthes Buch, trotz seiner Befangenheit, trotz des tiefen Grolles, der Liebhaberei zum Projectemachen, welche aller-

orten durchblicken. Hegner widmet dem Werke auch großes Interesse, doch mehr dem Besonderen, als dem Allgemeinen: „Die Schrift ist sehr hinreichend geschrieben und voll merkwürdiger Thatfachen. Haller geht immer um die Wahrheit herum, wie die Rahe um den Brey, und erhascht bald hie bald dort etwas davon, aber niemals die ganze reine Wahrheit. Ich möchte ihn auf jedem Blatte umarmen und wieder von mir stoßen. Aber geht's Ihnen auch wie mir? Die Leute, mit denen ich davon sprach und von denen ich am meisten Theilnahme erwartete, sowohl von hier, als aus der Hauptstadt, wollen nicht gern von dem Buche sprechen. Warten sie noch, bis die Häupter ihrer Parthey darüber abgesprachen haben, oder ist es ihnen zu starke Speise, welches letzteres wohl der Fall seyn möchte? Denn ich habe schon oft wahrgenommen, daß gewisse Leute lieber leere Declamationen hören, als inhaltsschwere Thatfachen“. — Später wieder ist von Ficholke's Revolutionsgeschichte die Rede. Da schreibt Meyer von Knonau: „Sie zuerst in der Schweiz wagten von diesem Manne ein unparteiisches und doch mild gesagtes Wort zu sprechen. Mich dünkt: er will jetzt ein Gegenstück zu dem Panegyrikus auf Moys Reding, um dessenwillen er beiläufig den Kampf und Untergang der Waldkantone schrieb, aufstellen. Ich kann mir kaum denken, daß nicht in den kleinen und auch in größeren Kantonen ein gewaltiger Lärm über dieses neue Buch entstehen sollte, und daselbe ist in dem so ruhigen Winterthur gedruckt: Jerusalem (wird es heißen) die Du die Propheten tödtest“.

Am Ende des Jahres 1802 hatte Hegner auch noch die Stelle eines Districtsrichters, die er bis dahin bekleidet hatte, niedergelegt, und er tröstete sich im März 1803, als auch der Zürcher Freund eine auf ihn gefallene Wahl ausschlug: „Aus Eigenliebe sah ich Ihren Abschlag gern, weil ich mit dem Exempel Ihres grünen Holzes ähnliche Schritte von meiner Seite entschuldigen kann; aber in mancher anderen Rücksicht bedauere ich es. Sie sind von einer der ersten Familien Ihrer Vaterstadt; Sie haben sich von Jugend auf zu öffentlichen Geschäften gebildet; Sie müssen selbst fühlen, was für Kräfte Sie dazu haben; Sie haben

bey aller Zurückgezogenheit doch noch Interesse dafür, und wo das ist, hat man bey thätigem Antheil viel weniger Verdruß, als bey bloß passivem Eifer. Ich darf dieses wohl sagen, ohne daß Sie den Spieß gegen mich kehren können. Denn von den angeführten Eigenschaften ist keine die meinige. In dem Garten der Politik bin ich ein verpflanzter Sprössling, aus dem Kunst und gute Natur vielleicht einige Früchte hervortreiben kann, der sich aber bald wieder zurücksehnt nach den einsamen Höhen und Tiefen der Freyheit, worin er geboren und erzogen worden“. Aber im Innersten dachte der Brieffschreiber doch nicht ganz so, wie die Worte zu lauten schienen. Das zeigte sich schon bald darauf im Juni 1803, als das Districtsgericht Winterthur neu besetzt wurde.

Am 8. Juni ist da in einem Briefe Hegner's zuerst von der Sache die Rede. Er schreibt an Meyer von Konau: „Daß Sie mein Wort, so ich über die Präsidentenstelle bey dem Districtsgericht fallen lassen, so schnell auffassen und so thätig für meinen Wunsch seyn würden, hätte ich mir nicht zu Sinn kommen lassen dürfen; indessen erkenn und schätze ich es als einen Beweis Ihrer Freundschaft. Es ist wahr, was Sie sagen, daß das viele Sitzen und die Zurückgezogenheit, worin ich lebe, meiner Gesundheit und meinem Humor nicht gut thun, und dieß ist der Grund, warum ich besagte Stelle annehmen werde, wenn sie mir aufgetragen wird, ohne indessen ein starkes Gewicht darauf zu legen, daß ich sie bekomme, oder mich gar darum zu bewerben. Mein Entschluß ist aber gefaßt: Aut Präsident, aut nihil! Sehen Sie das nicht für Stolz an, liebster Freund; sondern hören Sie meine Gründe! Erstlich muß ich einen Beruf haben, der mich unter die Leute zieht; er muß mir aber so viel zu thun geben, daß wissenschaftliche Beschäftigungen in meinem Tagewerk nicht die Oberhand haben: sonst werd ich nachlässig in den Geschäften des Berufs. Zweytens fühl ich mich tauglich, ja ich darfs Ihnen wohl sagen, am tauglichsten von allen Mitbewerbern dazu, und wenn diesen eine Arbeit schwierig oder mühsam vorkäme, würden Sie doch mich brauchen: hos ego versiculos feci, tulit

alter honores, würd es heißen; ich möchte aber gern die Ehre davon haben, wenn ich arbeite. Und warum sollte ich keine Ansprache an diese Stelle machen dürfen? Es sagt mir ja jedermann, wenn ich nach Zürich komme, es sey eine allgemeine Befremdung, daß ich nicht in den Großen Rath gewählt worden; nun kann mans zeigen, ob man mich in Wahrheit schätzt, oder nicht. Dieß sind meine aufrichtigen Gesinnungen, die ich freylich Ihnen wohl sagen darf, Andern nicht. Gegen einen Freund darf man mit Stolz von sich sprechen; gegen andere muß man Bescheidenheit beobachten". — Aber die Angelegenheit lief anders ab. Hegner wurde am 16. Juni allerdings in das Gericht, nicht aber als dessen Präsident gewählt. Und darauf hin wies er am 21. Juni in einer Zuschrift an den Amtsbürgermeister zu Händen des Kleinen Rathes die Ernennung zurück. In der betreffenden Zuschrift sprach er sich offen dahin aus, daß er glaube, unter den Richtern am meisten Kenntniß der Rechte und des Landes zu besitzen, also auch wohl würdig zu sein, mit dem Präsidium bekleidet zu werden; ebenso sei die Stimme weitaus des größten Theiles des Districtes gewiß ihm günstig gewesen. Er schloß mit den Worten: „Nun erfahre ich, daß Staatsursachen meinen Wunsch unmöglich gemacht haben, und werde mich darein zu schicken wissen. Uebrigens können Sie versichert sein, hochzuverehrende Herren, daß, wenn auch mein Aristokratismus nicht so klassisch rein scheinen mag, als der, den Andere zur Schau stellen, ich es dennoch an reiner Liebe zum Vaterlande und zu gewissenhafter Ordnung mit Jedem aufnehme. Gott segne Ihre Arbeiten". Zwei Tage nachher erklärte der erste Staatschreiber dem Herrn Altlandschreiber, daß nach dem Auftrage des Herrn Amtsbürgermeisters das Entlassungsgesuch mit dem Bedeuten zurückgeschickt werde, daß dasselbe in einer anderen Gestalt zum Vorschein kommen müsse, insofern es wirklich dem Kleinen Rathe vorgelegt werden solle. — Abermals nach zwei Tagen aber antwortete Hegner dem ersten Staatschreiber. Er drückt da zuerst sein Befremden darüber aus, daß, weil doch wohl weniger das Gesuch, als dessen Einkleidung mißfällig gewesen sei, der Herr Amtsbürgermeister

„die außerordentliche Gewalt, Zuschriften an den Kleinen Rath, ohne sie demselben vorzulegen, zurückzuschicken“, angewandt habe: „Es war ja keine unberufene Zuschrift, sondern eine schuldige Antwort darauf, ob ich Bezirksrichter werden wolle, und da ich das nicht wollte, so mußte ich doch mein Nein mit Gründen begleiten, und diese Gründe mußten doch die wahren sein! Da nun aber mein Schreiben nichts enthält, das ich nicht sorgfältig überlegt habe, nichts, das ich nicht vor Gott und Menschen verantworten könne, ich auch nichts darin finde, das nicht unter einer freyen kaum begonnenen Regierung mit Anständigkeit gesagt werden dürfte, und dennoch Herr Bürgermeister es nicht an seine Behörde will gelangen lassen, so bin ich genöthigt, mich an Sie zu wenden und Sie aufzufordern, dieses Entlassungsschreiben, so wie ich es Ihnen wieder einzuhändigen die Ehre habe, dem Kleinen Rathe zu übergeben“. Die Uebergabe geschah nun, aber, wie Hegner dem Freunde schrieb, nicht ohne daß darauf der Rath dem Schreiber sein Mißfallen über die „unbescheidene und unbegründete Weise“ des Benehmens durch den Statthalter zu erkennen gab: — „Ich bezeugte hinwiederum schriftlich mein Mißfallen über diese Ausdrücke. Ich hoffe und erwarte jetzt, daß man es wett aufgehen lasse; wo nicht, so hab ich noch Muth und Waffen und werde freudig mit Automedon im Homer ausrufen: Ich auch sende den Speer; für das Uebrige Sorge Kronion!“ — Meyer von Knonau hatte Hegner's Benehmen nicht gebilligt; allein derselbe hielt seinen Schritt für den vollkommen richtigen, so ungern er ihn gethan hatte: „Ich lege gar keinen Werth auf das, was ich gethan, als den der Consequenz. Fürchten Sie ja nicht, daß ich nach der Martirerkrone strebe, oder daß ich zum Ritter an einem Mächtigen, als ich bin, werden wolle. Ich konnte nur unmöglich ein so dummes Schaf seyn, die Ruthe zu küssen, womit mich ein blinder Geist der Einseitigkeit züchtigen wollte“. Das „Respectlose“ will Hegner nur etwa im „Mangel am Curialstyl“ sehen, welchen er absichtlich nicht habe gebrauchen wollen, „eben weil er in Zürich so sehr zum Nationalgeschmack geworden, daß er den bon ton in Gesellschaften ausmacht und

sogar in den Bettagsbüchlein des Herrn Antistes Heß mit dem lieben Gott in diesem Stil gesprochen wird. Ich respectire die moralische Person der Regierung, auch wenn Sie dieß Personnage weniger gut spielen sollte, als sie wirklich thut; aber ich verehere sie nicht, wie die unsterblichen Götter, um mir nicht zu erlauben, gegen ihren Rathschluß zu muchsen, wenn er mich ungefällig trifft, oder zu vergessen, daß sie, von den burgermeisterlichen Cedern an, so wie ich, aus irdischem Stoffe zusammengesetzt ist. Soll nun meine politische Laufbahn ein Ende haben, so sey es; der Mensch ist nicht um der Politik willen in der Welt. Epikur mußte sich in seinem Garten Ehre und Glück zu schaffen; ich habe auch einen Garten". Mit diesen Worten aber wollte Hegner auch im Briefwechsel die Sache abgeschlossen wissen: „Nichts mehr weiter davon; wir treten wieder in unsere ehevorigen Verhältnisse zurück".

Auf das Jahr der Vermittelung folgte für den Kanton Zürich der stürmische Frühling von 1804. Die beiden Freunde hatten schon seit Jahren zu den von Sorge Erfüllten gehört, nirgends Illusionen sich hingegen. Auch jetzt wieder waren sie in der Auffassung der Dinge fast durchaus einig, beide von schroffer Parteiauffassung gleich weit entfernt. Am 14. März schrieb Hegner einläßlich über den Verlauf des Processes der wegen der Zehndenpetition zu Winterthur Verhafteten vor dem dortigen Bezirksgericht, und er ließ durchblicken, daß sich die Stadt Winterthur angesichts der von der Zürcher Regierung geforderten Huldigung sehr kühl verhalten werde; doch verlief dann, wie am 20. gemeldet wird, die Huldigung noch „passabel": „Es ist erschrecklich, wie weit wir durch alle diese unseligen Auftritte wieder zurück kommen". — Mit dem Danke für diese Nachrichten verbindet Meyer von Knonau zwei Tage später — man stand nun unmittelbar vor der unter dem Namen des Bockenkrieges bekannten Insurrection — eine Reihe von Beobachtungen, wie sie durch die Lage des Augenblicks sich ihm ergaben: „Wir sind nun wieder mitten in die wildesten Revolutionsstürme hineingeschleudert, und ich kann mir die Möglichkeit denken, daß das Ungewitter größer und allgemeiner losbrechen kann, als noch je, wenn nicht

kräftig und geschickt und klug zugleich eingewirkt wird“. Nach einer Hinweisung auf die Kundgebung der Centralgewalt, die energische Proclamation des Landammanns von Wattenwyl, fährt er fort: „Kann der Landammann, wie es zu wünschen ist, das, was er sagt, ausführen, stehen ihm die Mittel, wie er es glaubt, zu Gebote, so ist die Sprache gut. Sollte es hingegen daran fehlen, so wird dann freilich das Uebel ärger werden. Ich sehe bald gar nicht mehr vor, wann oder wie unserem Kanton irgend mehr zu helfen ist. Armuth, Fanatismus, Tendenz zu gänzlicher Anarchie, oder, was gleich viel ist, zur reinen Demokratie, wird immer größer, während auf der anderen Seite die Forderungen nicht herabgestimmt werden. Nachgeben kann allerdings jetzt die Regierung selbst nicht, und es ist zu spät, zu fragen, ob man nicht überhaupt hätte weniger fordern sollen“. Was dann Hegner hinwieder darauf antwortete, traf mit der Ansicht des Zürcher Freundes so sehr zusammen, daß dieser dessen Betrachtungen nach der einen und andern Seite mittheilte und dadurch „einigen Ideen, für welche der Klügere doch immer Empfänglichkeit hat, wenn er gleich sie aus und durch sich selbst allein nicht zu entwickeln vermag, mehreren Umlauf gab“. Strengste Justiz zuerst, dann ebenso schnell unter einem wachenden guten Genius eine freundlich-friedliche Tagatzung, Berathungen unter Ausschluß jedes Standeshochmuthes und Standesinteresses einzig und allein über den Frieden im Innern, darauf strenge und unparteiische Justizgesetze, fünf bis sechs Jahre lang milde ökonomische Verfügungen mit einstweiligen Aufopferungen, statt dictatorischer vielmehr logisch richtige und mit fester Demuth abgefaßte Proclamationen, wann man etwas zu befehlen hat: — das waren die von Hegner vorgeschlagenen Heilmittel, für welche Meyer von Knonau die bessere Einsicht wach zu rufen sich bestrebte. — Aber wie Hegner Anfang Juni nach einem letzten kurzen Aufenthalt in Zürich schrieb, wollte er noch keine Besserung bemerkt, nichts als leidenschaftliche Aeußerungen über die Tagesereignisse und trotzigen Selbstbetrug gefunden haben: „Es ist alles in Spannung, und unter zehn Menschen, die man reden hört, sprechen neun nichts

als die Meinungen ihres erbitterten Oberhaupts, und so verkehrt als möglich, aus; Unglücksfälle haben die Herzen und unverdaute große Ideen die Köpfe verwirrt“. So schlimm jedoch sah der Correspondent in Zürich die Sache nicht an: — sehr viele Leute, die noch kürzlich sehr gespannt waren, fangen an sehr nachzulassen; man frohlockt nicht mehr über den erhaltenen Sieg, ist zwar froh darüber, empfindet aber, wie theuer solche Siege zu stehen kommen. „Zwar könnt' ich nicht sagen, daß man so weit gekommen sei, um mit Kraft dahin zu arbeiten, solche Siege nicht mehr ersechten zu müssen; aber man stolziert nicht nur mehr über denselben, sondern sieht es nicht einmal gerne, wenn dieser und jener es thut und bramarbasirt“. Herzlich freut er sich dann über die von dem „Herrn Altlandschreiber von Kyburg“ im letzten Briefe ihm dargestellte Idylle. Hegner hatte nämlich im Gegensatze zu der bewegten Gegenwart ein vorrevolutionäres Bußengericht in Elgg oder Oberwinterthur vorgeführt: „O glücklich jene Zeiten, wenn ich mich schon damahls versündigte, und sie für langweilig hielt! Da machte die benachbarte Geistlichkeit dem Herrn Landvogt die Aufwartung und besprach sich mit unversiegenderm Interesse über neue Pfarrerwahlen oder die Hoffnungen der Expectanten oder über das Wort, welches einer habe, das aber nicht der Logos des Apostels war, oder Herr Pfarrer K. entwickelte ein halbes Duzend Verfügungen des Rechenraths über den trockenen und nassen Zehnden, oder Herr Pfarrer N. citierte jeden Augenblick den Herrn Schwager Obrist Pfarrer und den Herrn Schwager Zunftmeister, ungefähr mit der Zufriedenheit, wie der Cardinal Fäsch den Neveu Napoleon citieren mag“.

Ueberhaupt verläugnet sich auch in den trübsten Zeiten der Humorist in seinen Briefen niemals. Eben jetzt erzählt einmal Hegner, wie er zu einer Damencorrespondenz gekommen sei. Seine Frau habe vor Jahren in Pfäfers eine Bekanntschaft und schnelle Freundschaft mit einem gelehrten adeligen Fräulein aus Graubünden gemacht: „Raum waren wir zu Hause, so erschien schon ein großer Brief von der neuen Freundin; der war aber so voll erhabener Gefühle und feiner Schön-

heiten, daß meine ungelehrte Frau mich um Gottes Willen bat, ihrer Antwort in puncto styli zu Hülfe zu kommen. Das that ich auch und übertraf nicht nur mich selbst, sondern sogar das Fräulein. Unsere Correspondenz, die ich immer unter der Region meiner Frau führte, dauerte etwa ein halbes Jahr und nahm immer an Schwung und Zartheit der Empfindung zu, bis diese endlich so ätherisch wurden, daß wir vor innigem Zusammenfließen unserer Geister die Feder nicht mehr in den sinnlichen Händen zu halten vermochten“. — Oder ein anderes Mal wird über eine mehr materielle Frage aus Winterthur berichtet: „Letzten Freytag wollte ich in unser Wochenblatt die Verfügung des Stadtraths von Zürich, betreffend das Verbot des Güllen- und Mistführens, inseriren lassen mit der einzigen Bemerkung: „Ehedem soll es hier auch so gewesen seyn“. Aber die wachsame Censur strich es aus; da sie aber nichts verbieten soll, das nicht gegen Religion, Staat und Sitten ist, so sehen Sie hieraus, was für ein wichtiger Gegenstand hier das Güllenwesen ist. Ich werde nun, da man den Tadel nicht gern sieht, eine Apologie desselben schreiben, mit dem Motto: *Lucri bonus odor ex re qualibet*“. Gleich nachher ist noch von einer schönen Rede des Herrn Statthalters bei einer Beeidigung gesprochen und bemerkt, der Satz: *Ex nihilo nihil fit* werde nirgends besser widerlegt, als durch die Redner im Kanton Zürich. — Auf einen gewissen Punkt allerdings durfte kein Brief aus Zürich sich erstrecken. Bei einer Durchreise des Zürcher Freundes durch Winterthur hatte sich Hegner, in der Voraussetzung, die andern Anwesenden würden die zwischen den beiden Freunden gewohnte Art der Munterkeit nicht verstehen, in eigenthümlicher Weise zurückhaltend benommen: „Ich kann und mag mit Meyer nicht, wie mit Alltagsmenschen, umgehen, und anders wäre es nicht möglich gewesen. Schreiben Sie doch dieses und andere Eigenheiten an mir nicht gleich der Hypochondrie zu (ich kann das häßliche Wort so nicht leiden); sonst müßte ich mein Lebtag und von der frühesten Kindheit an hypochondrisch gewesen seyn. Denn diese Gesellschaftscheue, und was dazu gehört, war immerhin in meinem Charakter, ob ich

gleich in meiner Jugend der unerschütterlichsten Gesundheit genossen und auch jetzt noch nicht krank bin. Aber ich war von alten sehr eingezogenen Eltern geboren, ohne Geschwister, ein einsamer Knabe und Jüngling, habe mich in der Einsamkeit gebildet und immer darin meine Freude gefunden. Soll ich nun diese Natur ablegen können, wie ein Kleid? Nein. Wenn ich anders seyn will, so werd ich läppisch; ich habe es schon oft versucht. Meine Kraft ist in der Stille! Haben Sie also Gedult mit mir, mein Lieber, und werfen Sie mich, um meiner Schwachheiten willen, ich beschwöre Sie, nicht so schnell in den höllischen Pfuhl der Hypochondristen!“

Sonst freilich wurde das Verhältniß zwischen den beiden Freunden, wie es in unseren Briefen hervortritt, ein immer innigeres. Einmal zwar drückt Hegner die Befürchtung aus, daß eine Entfremdung zwischen ihnen eintreten möchte: „Nicht, daß Ihre Briefe an freundschaftlichem Wohlmeinen abnehmen; aber es ist mir zuweilen, ich bemerke so eine Art von Bedauern darin, daß ich nicht auf dem rechten Wege, nicht in den für mein Naturell schicklichen Beschäftigungen mich befinde“. Eine Vergleichung mit Timon hatte ihn betrübt: „Nein, Lieber, ich bin kein Menschenfeind und werde Ihnen, wills Gott, dieß noch beweisen, daß ich ein liebendes Herz habe. Wir sollten uns aber wieder von Angesicht sehen, da ein einziger abendlicher Spaziergang uns wieder zusammenbringen würde“. Aber wie dann Hegner einige Zeit nachher nach Zürich kommt, hindern ihn wieder seine Begleiter daran, sein Herz recht aufzuschließen: „Gerne wär ich zwar mit Ihnen in das Lesesinstitut gegangen, am liebsten aber, wenn wir allein gewesen wären; denn mit Ihnen hab ich es, wie ein Verliebter mit seinem Mädchen: ich kann mich bey Ihnen nicht in die Circumspection des gewöhnlichen Gesellschaftstons versetzen“. — Auf der anderen Seite aber schreibt Meyer von Anonau nach einem Besuche in Winterthur, unter Hervorhebung dessen, daß Hegner von der Behaglichkeit und Eleganz seiner neu getroffenen häuslichen Einrichtung noch so gar nie nur ein Wörtchen habe fallen lassen: „Seltener Mann, der nie etwas zur Schau trägt!“

Freilich hatte ich schon bisher in Ihnen schon oft nicht zwar unerwartete, aber doch mir früher unbekannte und von Ihnen nie berührte Felder des Wissens angebaut gefunden und ebenso immer neues Interesse an Gegenständen getroffen. Noch jetzt erinnere ich mich der Freude, die ich empfand, als ich zuerst entdeckte, daß Sie Freund und Kenner der Alten, des hohen Erstaunens, daß Sie graduirter Arzt, der Bewunderung, daß Sie auch, ohne es merken zu lassen, Dichter seien, u. s. f. Am liebsten möchte ich mich auf ein paar Monate als Protokollführer bei Ihren Geschäften vermietthen; dies würde mir einen trefflichen Titel an die Hand geben, oft Ihr Stubengenosse zu sein". — Endlich einmal aber hat dann auch der Zürcher Freund die Freude, auf seinem einfachen Landhause, dem Ankenhof bei Ober-Engstringen, den Mann, „der so vortrefflich schreibt und so viel Laune hat, der in seinem äußeren Benehmen so einfach und beinahe zurückhaltend ist“, zu empfangen. Dabei kommt noch heraus, daß die Frau des Gastfreundes vor dem Humoristen sich gefürchtet hatte, nun aber durch diesen Besuch dem Freunde des Gatten ebenfalls von Herzen gut geworden ist; dagegen sieht sie sich in die Spannung versetzt, jetzt auch dessen Frau kennen zu lernen, da sie vernahm, daß oft Stellen in Briefen aus Winterthur die Mitarbeiterschaft der Frau aufwiesen. Mit dem Vater des Freundes hatte Hegner bei jenem Besuche die frühere Bekanntschaft nicht mehr erneuern können, da derselbe schon ein Vierteljahr früher, am 4. Juni 1808, gestorben war: „Oft bedauerte ich es“ — schrieb damals Meyer von Knonau — „daß Sie ihn erst in seinem sinkenden Alter kennen lernten. In seinem Aeußeren unterschied er sich wenig von seinen Collegen; aber in seiner Denkungsweise wich er sehr von der Heerstraße der zürcherischen Staatsmänner ab. Zu sehr mit der großen Geschichte und den alten Republiken bekannt, konnte er das Lächerliche des Wichtig- und Vornehmthuns der *vivorum gravissimorum*, ihr geheimnißvolles Wesen über Dinge, wovon sie selbst nichts wußten, nicht leiden. Er war übrigens größtentheils Autodidakt. Sein ebenso talentvoller, als bizarrer Vater hatte neben anderen besonderen Maximen

auch diejenige: wahres Talent werde sich selbst durcharbeiten, und wo keines sei, wäre auch Nachhülfe vergebens, um etwas Rechtes herauszubringen. Das Urtheil, welches Sie über meinen Vater gefällt haben, würde ihn noch im Tode erfreuen“. — Hegner war im Ankenhose nach jenen Herbsttagen „bei Alten und Jungen in so kostbarem Angedenken geblieben, daß man sich schon jetzt auf künftige Jahre freut“. Damals wohl hatte auch die hohe Verehrung der beiden Knaben des Zürcher Freundes für Hegner begonnen, welche nach einigen Jahren einen bezeichnenden Ausdruck fand: „Meine Knaben lernen jetzt Latein, jüngsthin die Phrase vom ingenium eximium. Wer ist wohl ein solcher? — fragte Conrad. Etwa Herr Hegner! — antwortete Ludwig“.

Das gegenseitige Vertrauen zeigte sich ferner in den verschiedenartigsten Anfragen, von der einen, wie der andern Seite. Im Frühjahr 1806, wo jedermann angegriffen sich fühlte, war auch Meyer von Knonau an den Nasern schwer erkrankt und machte darnach an den Arzt Hegner von Fragen begleitete Mittheilungen darüber. Dieser interessirte sich sehr für einige Erscheinungen des fieberhaften Zustandes und frug nach dem Inhalt der Phantasien. Der Genesene antwortete, er könne wenig Erhebliches sagen: „Verkehrte dumme Ideen beschäftigten mich; aber ich besinne mich doch noch auf jedes Wort und sogar auf einzelne Gedanken. Ich glaubte z. B. 26 Artikel vom Handlungstractat eines hiesigen Hauses in meinem Bette verloren zu haben, und das war das einzige, worüber ich mich im Momente der Unruhe gegen Andere äußerte. Einmal glaubte ich auch, ich würde auf der Wache je zu zwei Stunden angegriffen und müsse dann acht Schüsse losschießen (d. h. meine Medicin einnehmen); doch ich dachte, die Feinde würden nicht solche Narren sein, die zu bestimmten Stunden angriffen, und nahm also meine Tasse, so oft mich der Husten ankam. Als dann aber allerdings dadurch die auf 24 Stunden berechnete Arzneiflasche in 4 Stunden leer war, dachte ich, daß ich mich verschossen hätte, legte mich auf die andere Seite und erwartete ruhig den Morgen“. Der Arzt war für diese Mittheilungen dankbar: „Die Erzählung von dem delirio febrili ist

mir merkwürdig: ach wie mechanisch sind wir". Seinerseits wieder preist Hegner den Freund glücklich, daß derselbe noch mit solcher Leichtigkeit zu Fuß durch das Vaterland wandern könne — derselbe räumt zwar selbst ein, daß es „ein dummer Streich“ war, „Sonntag Morgens auf den Rigi und dabei zwei Male auf dem Culm gewesen, Montag Abends wieder in Zürich zurück eingetroffen zu sein“ —: „Welch unermüdlische Schenkel! Ach ich bin eine schwitzende Erdenlast und nicht mehr von der Stelle zu bringen!“ Allein weit düsterer sind die bei Meyer von Knonau schon bald nach dem vierzigsten Jahr sich anmeldenden Spuren der Erblindung: „Hier lebe ich ganz in Erntegeschäften“ — lautet ein Brief aus dem Ankenhof —: „Ich genieße jetzt noch den Anblick der Natur, so lange mir dieser beschieden bleibt; vom Lesen und Schreiben bin ich schon jetzt beinahe ganz weggekommen!“ Und als wenige Monate ein Greis starb, „eben als er blind wurde“, wünschte sich der Brieffschreiber: „Mir sei das gleiche Loos alsdann beschieden“.

Doch noch ganz andere Dinge gehen in den Briefen zwischen den beiden Städten her. — Hegner wünscht 1806 guten Rath wegen der Unterbringung eines größeren Capitals: „Es ist ein fatales Ding, heut zu Tage Geld anzubringen! Wem soll man trauen? Ihre Zinscommission hat einen starken Glauben an die deutschen Fürsten; freilich ist der Churfürst von Baden ein braver Mann und ein guter Nachbar der Schweizer, aber alt. Unser Städtchen hat noch eine große Summe an die frühere Reichsstadt Lindau zu fordern, bekommt aber schon seit vielen Jahren nichts mehr als ein alljährliches höfliches Schreiben von dem dortigen Rentmeister, daß er nicht zinsen könne“. Oder Hegner, wie immer ein eifriger Freund des Schauspiels, welcher nie fehlt, wenn etwa in Winterthur eine Truppe Vorstellungen giebt, schickt durch den ersten Liebhaber der Aschenbrennerischen Gesellschaft, Herrn Fiedler, „einen cultivierten jungen Mann“, einen Empfehlungsbrief, ob vielleicht der Freund etwas in dieser Sache thun könne: „Meiner Versicherung, daß ich nur sehr wenig Bekanntschaft in der Hauptstadt hätte, zumahl nicht unter dem Stadtrath, wurde nur ein einnehmendes Lächeln ent-

gegengesetzt, so daß ich unmännlicher Versprecher, der nichts abschlagen kann, eben auch einen Empfehlungsbrief mir abdringen ließ. Es sind ehrliche Leute von honneter Aufführung; auch ihren Frauenzimmern kann hier Niemand nichts Ungebührliches nachsagen, und da ich aus dem am letzten Sonntag" — es war der 9. Juni 1805 — „verlesenen Sittenmandat erschen habe, wie sehr man in Zürich einen eingezogenen Wandel liebt, so zweifelte ich nicht daran, daß ein solches Zeugniß die beste Empfehlung für diese Leute sein werde". — Wichtiger war es natürlich, wenn an den Freund nach Zürich als an den „Junker Ober-richter“ geschrieben wurde. Nicht einmal drei Wochen nach jener Comödiantenempfehlung ist Hegner in arger Verlegenheit, „dem wichtigen Mann im Obergerichte“ schon wieder einen Proceß vorläufig empfehlen zu sollen: „Ich weiß gar nicht, woher die Leute alle wissen, daß ich im freundschaftlichen Verhältnisse mit Ihnen stehe. Es ist fatal; erst muß ich mir dann die vermünschten Prozesse erzählen lassen, mit aller Beyfallsprätension, die den Proceßführenden eigen ist, und dann soll ich Ihnen noch empfehlen zu thun, was recht ist. Pfui! — Wissen Sie was? Ich empfehle Ihnen hiemit, für Ein und alle Mahl, alle und jede Streitigkeiten, die von Winterthur aus an das Obergericht erwachsen, mit der Bitte, jedem Unglücklichen ein geneigtes Ohr zu verleihen und sich bey jedem Prozesse vorzusetzen, ich hätte Ihnen selbigen spezial empfohlen, jedoch NB! auf diese speziellen Empfehlungen nicht im mindesten Rücksicht zu nehmen. So kann ich dann jedem sagen, ich habe schon darüber mit Ihnen gesprochen“. Darauf antwortet der Ober-richter: „Beinahe hätten Sie meine Unbefangenheit durch die bloße Einkleidung schon bestochen. Wichtiger Mann. Wie artig klingt das. Unglücklichen beistehen. Wie schön und verdienstlich. Aber nun fiel mir das „Ohr verleihen“ ins Auge, und — die ganze Selbsttäuschung ist unwiederbringlich dahin. Hüten Sie sich, wenn Sie etwas von mir wollen, um Gottes Willen vor diesem Wort! So oft ich es isolirt sehe oder höre, so ist sogleich der vertrafte Nebenbegriff gewisser specieller schon durch die Mythologie berühmter Ohren damit verbunden; und

steht dann vollends noch das Zeitwort Leihen oder Verleihen dabei, so ist es mir, ich sähe die Myriaden aller Vorsteher vor mir, vom höchsten geistlichen und weltlichen Machthaber bis zum niedrigsten Thürhüter, wie sie sich unter tausendfachen Winkeln den unglücklichen Sollicitanten bald öffnen, bald schließen, und dieses führt dann meistens wieder auf Njaschar's Epithet zurück, besonders wenn der Mann von Gewicht ist und entweder mit vorgelegtem Fuße oder mit ausgebreiteten Beinen seinen Sollicitanten anhört“.

Inzwischen jedoch waren auch die beiden Brieffschreiber, ohne daß das ihre Beziehungen störte, in neue officielle Beziehungen zu einander gekommen; auch für Hegner hatte die völlige Zurückgezogenheit aufgehört, wenn auch nicht im Maßstabe, wie für Meyer von Knonau, „neue Würden und Bürden“ sich auf ihm sammelten.

Hegner hatte noch 1804 geschrieben: „Sie werden lachen, wenn ich sage, daß ich wegen Geschäften nicht zum Schreiben komme“ —, und darauf schilderte er einen Theil seiner geistigen Arbeit, die ihn von Morgens vor Tag (allerdings im Winter geschrieben) bis um Mitternacht beschäftige und womit er doch nicht fertig werde: „Voriges Jahr hab ich nur des Morgens vor dem Frühstück den Milton, Ossian, Klopstock und Homer gelesen, den Homer zwar größtentheils nur in Vossens Uebersetzung; doch hoff ich seinen Geist ziemlich gefaßt zu haben. Dieß Jahr hab ich mit Ovidii Metamorphosen den Anfang gemacht: welch ein Unterschied gegen Homer! — und werde dann mit den übrigen lateinischen Epopöen fortfahren; es sind mir die angenehmsten Stunden“. Allein nichtsdestoweniger kam er sich eben gegenüber dem Freunde immer wieder als die um nichts sich bekümmernde Maria neben der unermüdblichen Arbeiterin Martha vor, und allerdings ging auch gerade aus einem Briefe aus Zürich, der nach der Genesung aus jener Krankheit geschrieben worden war, hervor, wie sehr der Genesene sich nur in der Arbeit wohl mußte: „Jetzt erst bin ich wieder ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft; denn so bald ich krank bin, schäme ich mich vor den Gesunden, werde ganz höflich, und immer

schweben mir Friedrich's Worte vor: Je ne suis qu'une vieille carcasse, bonne à être jetée à la voirie. Es kommt mir nämlich immer vor, der Mensch habe nur insoweit einen Werth, als er wirkt, handelt, selbst etwas leistet, gleichviel ob mit der Zunge, der Feder oder dem Grabscheit, und wenn er von allen dem nichts thue, so sei er eine Art von Erdenlast, besonders wenn er Andere noch plagen muß, so daß er froh sein müsse, wenn Andere ihn noch dulden. Doch so hart beurtheile ich Andere nicht; aber für mich selbst und überhaupt allerdings für jüngere Gesunde habe ich keinen andern Maßstab“.

Aber als das eben 1806 geschrieben wurde, war Hegner aus seiner gänzlichen Geschäftslosigkeit schon herausgetreten. Derselbe war, wie er am 3. Mai 1805 meldete, in den Stadtrath von Winterthur gewählt worden und hatte die Wahl angenommen: „Es wird Ihnen recht seyn, und zum Theil habe ich es auch deswegen gethan“. Ein glückliches Neujahr aber hatte ferner bereits für 1806 der „Friedensrichter Hegner“ nach Zürich gewünscht: „Hiemit wissen Sie, was ich gestern geworden bin: gebe es nur nicht viel Krieg!“ Er, wie sein Correspondent, freuten sich nun darüber, daß in einer richtigen Vorbedeutung Hegner schon einige Jahre vorher den alten Namen seines Hauses „zum Frieden“ wieder erneuert habe. Derselbe war dann auch mit seiner Friedensrichterstellung, wie er später meldete, ganz zufrieden: „Ich tauschte sie mit keiner anderen, weil ich allein bin und kein anmaßliches Geschwätz der Advocaten, noch weitschweifige Deliberationen anhören muß, auch viele arme Leute vor Koften bewahren kann. Unter vier Augen kann man den Leuten die treffendsten Wahrheiten sagen, welche man in größeren Kreisen nicht berühren dürfte“. So nennt sich denn auch einmal, wie Meyer von Knonau sich darüber ärgert, daß Alles in Nachahmung verfalle und die Bezirksrichter „des Stadtgerichts“ sich unterzeichnen, bald wohl auch die Signaturen „der Feuerspritze“, „der Hobelbank“ u. s. w. in Curs kommen würden, weshalb er sich nicht „des Rath's“ sondern „Rathsherr“ schreibe, Hegner in neckischer Weise: „Hegner des Friedens“.

Als Meyer von Konau in der Mitte des dritten Jahres der Geltung der Mediationsacte, im September 1805, in den Kleinen Rath erwählt worden war, begann Hegner's aufrichtiger Glückwunsch mit den herzlichen Worten: „Lange hat mir nichts so viel wahre Freude gemacht, als Ihre Ernennung“. Hegner hatte schon im Frühjahr 1804 deutliche Anzeichen davon verspüren wollen, daß seines Freundes Ansehen in Zürich im Wachsen begriffen sei. Allein von demselben war das entschieden in Abrede gestellt worden: „Hier gehen Sie, bester Freund, gewiß sehr irre! Beim Publicum habe ich sicher keinen Credit: man läßt mich im Frieden und hört auf mich, wenn ich etwas sage, das nicht allzusehr von den Ideen des Tages abweicht, und gerade das wünsche ich, und mehr nicht. Keine exclusive Partei zählt mich zu den Ihrigen; kein Geheimniß vernehme ich früher, als es die Magd vom Markte heimbringt, und ganze Wochen sehe ich in meinem Zimmer keinen Menschen, außer denjenigen, die in Geschäften meines Berufes zu mir kommen! Die entschiedene demokratische Partei ist nicht gut auf mich zu sprechen, weil ich alle demagogischen Schritte, die der jetzigen Verfassung zuwider sind, mißbillige; aber ebenso wenig ist das hier bei den großen tongebenden Circeln der Fall, weil ich nie mit dem leisesten Wörtchen die Amnestie angerufen habe, was Alle ohne Ausnahme thaten, welche nicht jetzt noch als entschiedene Anhänger des helvetischen Systems bekannt sind. Warum sollte ich anders handeln? Ich stehe leider schon jetzt um einige Stufen höher, als ich wünsche“.

— An jenem 13. September 1805 dann, anderthalb Jahre später, äußerte sich gleichfalls der neugewählte Rathsherr selbst ungemein kühl über seine neueste Erhebung: „Ich muß schließen, da ich jeden Augenblick unterbrochen werde, weil man mich heute zum Rathsherrn wählte, NB. für meine Sünden, und mich dadurch eigentlich aus meinen Angeln heraus hob“. Insbesondere bedauerte er, einen nicht unbedeutenden Wirkungskreis einzubüßen: „Im Obergerichte (Ihnen darf ich's sagen) war mein Einfluß bedeutend; im Ehegerichte hatte ich das Vertrauen meiner Collegen ganz; im Großen Rathe fing man an auf mich zu

hören, da man mich für einen Mann hielt, der sich nicht fürchte, aber auch nichts hoffe oder erwarte. Denn ich hatte nicht Buße gethan, besuchte keinen politischen Kreis, weinte weder mit den einen, noch lachte ich mit den andern. Die vorderen Logen des Schauspielhauses, in welches ich jetzt eintrete, sind sämmtlich besetzt, und Alles verschränkt seine Arme, um keinem Eingedrungenen Platz machen zu müssen“. Da war aber der theilnehmende Beobachter in Winterthur durchaus anderer Ansicht: „Nicht, daß ich nicht mit Jedermann Ihren Austritt aus dem Obergericht bedauere; aber Sie sind meiner Ueberzeugung nach lange genug auf dem Richterstuhle gesessen und zu höheren Verrichtungen geboren, die Ihnen auch nicht ausbleiben werden. Lassen Sie es sich nun nicht verdrießen: Sie werden gewiß Freude, wenn auch nicht an Anderen, doch an sich selbst, in dem neuen Kreise haben. Gerade so ein Mann, wie Sie sind, voll seltener Kenntnisse, großer und ruhiger Thätigkeit, scharfem Blick und kalter Ansicht, fehlte dem Rath. Besonders fällt Ihre Ernennung gerade in eine Zeit, wo solche Männer nöthig sind, die weder einen ausschließlichen Hang zu Neuerungen haben, noch auch das liebe Alte so abgöttisch verehren oder verehrt wissen wollen, daß man alle Vernunft in diesem Köhlerglauben gefangen nehmen sollte. Besonders auch können Sie für die allgemeine Schweiz nützlich seyn, weil Ihr Wissen und Ihre Blicke (welches seltener ist, als man glaubt) auch über die Grenzen der Schweiz hinausgehen“.

Wie schon angedeutet, gewinnt nun also mit dem Herbste 1805 unsere Correspondenz, als diejenige zwischen einem Zürcher Rathsherrn und einem Winterthurer Stadtrath, einen etwas mehr, als nur privaten Anstrich. Das hatte schon am 2. October 1805 Hegner fein angedeutet: „Erlauben Sie mir Ihnen jetzt und von Zeit zu Zeit einige Nachrichten von hier aus mitzutheilen, im mindesten nicht, um etwas von Ihnen für Winterthur zu erhalten oder Sie zu gewinnen zu suchen — denn ich werde das Gute wie das Böse sagen und begehre auf der Welt Niemand zu gewinnen —, sondern weil ich glaube, eine kurze

historische Relation unserer kleinen Stadtangelegenheiten könne Ihnen in Ihrer Lage nicht ganz uninteressant seyn“.

Hegner hatte sich bei seiner Wahl selbst gewissermaßen darauf gefreut, „ein bißchen unter die Leute, die unser Schifchen lenken, zu kommen und mich mit ihrer Leitung auszuföhnen“. Denn noch gar nicht lange vorher hatte er in unleugbarer Menschenverachtung am allerschärfsten gerade über Winterthur sich ausgesprochen, so daß der Zürcher gegen den Winterthurer die Sache für Winterthur hatte führen müssen. Nach der Insurrection von 1804 hatte Hegner in die Zukunft gar nicht mehr schauen wollen, weil ihm das Vaterland und immer voran Winterthur „in der Gestalt eines Verwesenden, an dem die Würmer nagen“, erschien. Dem aber wurde eifrig von Zürich her widersprochen: „Gerade Winterthur ist nach meiner Ansicht unter den Töchtern des eidgenössischen Staatenbundes eine der blühendsten und gesundesten, voll physischer Kraft, aber mit noch zu wenig Welt und Erfahrung. Als ein groß gewachsenes junges Frauenzimmer glaubt sie bald ein Wort mitsprechen und Aufsehen erregen zu müssen, wird aber nur zu bald wieder blöde und muß sich nach der Hofmeisterin umsehen“. Der Schreiber sieht bei sich selbst innerhalb seiner Mauern die Uebelstände genau so vorhanden, wie in Winterthur, und er erzählt, daß er selbst in seiner Jugend zu Zürich oft Nekrologe und Biographien verstorbener politischer Größen gelesen und dann geweint und gedacht habe: „Ach Gott, Du hast doch den Mann auch gekannt; aber so etwas hättest Du nie von ihm schreiben können: von alledem hattest Du nichts bemerkt“; oder er schreibt einmal: „Bei uns heißt es: gaudent equis, canibus, bei Ihnen: assem discunt in partes centum diducere“. In einzelnen Fragen über Winterthur war dagegen Hegner von Anfang an gänzlich durch die Beistimmung des Freundes unterstützt. — So hatte derselbe in der Reise nach Paris mit ganz bestimmter Absicht die städtische Promenade von Langres hervorgehoben, um seinen Mitbürgern vorzuhalten, daß es eine Schande sei, in Winterthur nichts dergleichen zu besitzen. Er hatte dann, da der Stadtrath nichts thun

wollte, im Januar 1805 einigen angesehenen Kaufleuten den Wunsch dafür beizubringen verstanden, so daß, ähnlich wie in Schaffhausen und in St. Gallen, ein Einladungscircular für die Privatunternehmung in Bewegung gesetzt wurde, völlig so wie ein Memorial Hegner's zur Verlegung des Kirchhofs außer die Stadt schon einige Zeit bei den Acten des Gemeinderathes schlummerte. Allein die damals im Winter an den Freund gerichtete Bitte, im künftigen Sommer nicht etwa zu sehr zu erstaunen, wenn er „gleich vor dem Thore linker Hand einen antiken Tempel und elysische Gefilde erblicken werde“, war einstweilen noch sehr unnütz. Denn während man zu Schaffhausen mit hundert Subscribenten eine Anlage zu 28,000 Gulden zusammengebracht habe, seien hier nur 21 Namen mit bedingungsweisen Unterschriften zusammen gekommen: so erschallt bald die Klage. Doch bis 1808 war der Spazierplatz da, und nach des Zürchers Ansicht war er recht schön; daneben wuchsen in Winterthur städtische Bauten schnell und in einer „ein bedeutendes Ganzes gewährenden Weise“ empor: „Wie beschämt uns Winterthur; dort ist immer alle Kraft auf einen Punct gerichtet“.

Aber inzwischen hatte auch der Herr Gemeinderath und Friedensrichter, mehr als früher, sich als Winterthurer zu fühlen gelernt. So fand er bei dem Besuch einiger Höfe, welche dem Winterthurer Spital in Fischenthal zustanden, daß auch hier „einiger Conflict“ mit Zürich vorliege, indem auf Ueberzütt, dessen Giebel Winterthur gehöre, ein von der Regierung für die Aufnahme ihres dortigen Landes abgeschickter Ingenieur im Risse sich geirrt habe: „Er hatte Langeweile, eilte wegzukommen, bekümmerte sich zuletzt nicht mehr um die Genauigkeit und nahm also mehrere Morgen Landes von dem unsrigen in seinem Riß auf; und nun behauptet der Herr Amtmann, es müsse nach diesem Riß gemarchet werden“. Im gleichen Briefe jedoch wollte Hegner mit einer Frage nichts zu thun haben, die gegenüber der Finanzcommission, in welcher der Freund saß, für Winterthur brennend geworden war: „Die, welche unsern Stadtrath leiten, machen es wie die kaiserlichen Offiziere, und gehen hinter die Fronte, wenn es um einen Scharmüzel

mit der furchtbaren Macht der Hauptstadt zu thun ist. Auf den Antrag, mich nach Zürich zu begeben, antwortete ich, in Betrachtung, daß ich nicht der Corporal seyn möchte, der sich für die im Hintergrund herumbalgte, meine Connexion mit jenem Herrn sei nicht politischer Natur“. — Nur einmal, 1809, wollte, wie es scheint, wegen einer kritischen Angelegenheit auch zwischen den beiden Freunden Zwiespalt sich erheben. Es handelte sich um den Ankauf der Orgel aus dem früheren Reichsstift Salmansweiler für die Winterthurer Stadtkirche. Meyer von Knonau hatte schon zum voraus dazu bemerkt, daß zwar eine Orgel den Kirchengesang selbst nicht befördere, daß durch dieselbe aber die Kirchenmusik gewinne: „Ich selbst wollte bald wünschen, daß auch wir zu Zürich in allen Kirchen vollständige Musik hätten, sollte es auch nur darum sein, damit unser artistisches Publicum nicht immer in der katholischen Kirche stäke und am Ende aus lauter Kunstfinn katholisch würde“. Aber gerade diese Orgelangelegenheit bekam eine peinlich finanzielle Seite, indem in einer Verfügung jener Finanzcommission von diesem hehren Instrumente als von einem „Luxusartikel“ geschrieben und Zoll von derselben gefordert wurde. Daß man nun diese Frage zu einer hohen politischen Angelegenheit aufbauschte, erweckte lebhaft das Bedauern eines Briefes aus Zürich: „Wie kann Winterthur, diejenige Gemeinde, welche in unserer kleinen Kantonspolitik den Ausschlag geben könnte, ihre Kraft in solchen Kleinigkeiten erschöpfen“. Immerhin ging auch hier wieder der Scherz friedlich nebenher. Es war das Kriegsjahr gegen Oesterreich, und Hegner'n wurde gedroht, daß die Kaiserlichen die Orgel wieder wegnähmen: „Der Abt von Salmansweiler soll die Zusicherung schon in der Tasche haben“. Solche kleine Neckereien flogen ja überhaupt stets in den Briefen hin und zurück, und Hegner liebte sie zumeist gleich am Schlusse anzubringen, unmittelbar vor der Versicherung von Gruß und Freundschaft. So frug er am 23. Februar 1806: „Werden Sie und Ihre Herren Kollegen nicht auch ein Kantonalfest über den Preßburger Frieden veranstalten?“

Für eine einmalige, ganz untergeordnete Frage aber, welche Hegner als Winterthurer Stadtrath that, darf man ihm besonders dankbar sein, weil sie den Freund zu einer ansprechenden Darlegung dessen veranlaßte, was Alles denselben beschäftigen könne. Im December 1806 frug nämlich Hegner etwas wegen der Hinterfüßgelder und fügte bei: „Verzeihen Sie: ich weiß wohl, ich sollte mit dergleichen Fragen nicht an Sie kommen; ich habe aber eben Niemand anders“. Doch der Freund beruhigt ihn völlig: „Mein Glaube ist, daß gerade aus den kleineren Angelegenheiten des Menschen die größern Interessen und die größern Ideen hervorgehen. Nur der denkt (so scheint es mir) und handelt kleinlich, der sich einzig mit alltäglichen Dingen abgiebt; aber wer alles Große und Kleine, wohlgemerkt, so bald es ihn angeht, mit gleicher Aufmerksamkeit bedenkt und behandelt, der ist meines Bedünkens auf dem wahren Wege, Vielseitigkeit sich zu erwerben und *numeros addiscere vitæ*. Mit dem nämlichen Interesse studire ich Hugo Grotius und den Pentateuch, Voltaire und den heiligen Augustinus, copire ein unleserlich gewordenes Document unserer Archive, lehre mein größeres Mädchen Geschichte oder Geographie, mein kleines Bübchen den Löffel zum Munde bringen, zanke mich mit einem Bauer, ob er mir Geld oder Getreide bringen soll, mache eine kleine Speculation auf Wein oder etwas anderem, zergliedere alle einzelnen Artikel der Monatsrechnung meiner Frau, lasse mir mit Verwunderung vom Küchenmädchen erzählen, wie man diese oder jene Speise zu Brugg oder Zurzach zubereite, halte mit meinen langweiligsten Collegien Commissionen, projectire Gesetzbücher, von denen ich voraussehen kann, daß sie vermuthlich durchfallen werden, höre endlich, wenn es sein muß, meinen klatschenden Basen zu. Das tägliche Leben ist für mich das Element der höhern Speculationen; alle Berufsarten kommen mir ungefähr gleich wichtig vor, der verständige Bauer oft so klug, als der Philosoph, und die alte Magd meiner Mutter, trotz aller albernen Gerüchte, welche sie ihr zuweilen nach Hause bringt, insoferne, als sie mir jederzeit in Dingen ihrer Sphäre den besten Rath gab, als die verständigste aller Personen.

Einzig vor Pedantismus und Ziererei, vor schönen Seelen und Augendrehern laufe ich, wenn es zu lange dauert, davon“.

Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß in diesen Jahren voll von welterschütternden Begebenheiten auch die allgemeinen Dinge ihren reichen Nachklang in diesen Briefen fanden, um so mehr, da ja auch die Schweiz durch ihre Stellung zu ihrem Mediator mit den europäischen Angelegenheiten so enge verknüpft war. Der Krieg von 1805 hatte Anfangs October Hegner sehr Schlimmes befürchten lassen: „Wann die Franzosen bei uns unten hereinkommen, so brechen die Oesterreicher oben herein; das ist jetzt, glaub ich, unsere Lage“. Allein Napoleon's rascher Siegeslauf in das Herz des österreichischen Staates hinein zerstreute die Befürchtungen; schon am 10. November schrieb Hegner über die neu eingetretenen Ereignisse: „Bisher hat der Krieg eine günstige Wendung für uns genommen; aber die armen Schwaben dauern mich. Wie elend haben doch die Oestreicher ihre Sache angefangen, wie armselig gestritten und noch armseliger ihren Feldzug berechnet, so ganz ohne Rücksicht auf die Schnelligkeit und Tapferkeit und alles sich erlaubende Wagsamkeit des Gegners“. Winterthur sah damals vorübergehend in seinen Mauern das Hauptquartier des Generals des eidgenössischen Aufgebots, von Wattenwyl, und Hegner lud mehrmals den Freund aus Zürich ein, einem der großen Concerte oder einer der Assemblen beizuwohnen, welche zu Ehren des Generals veranstaltet wurden. Man kann sich den Humoristen ganz vorzüglich vorstellen, wie er da in einem Briefe sich schildert: scheinbar theilnahmlos und langweilig in einer Ecke stehend, über die gesellschaftlichen Erfolge des Freundes sich freuend und dabei Alles im einzelnsten scharf beobachtend, den „Mangel an Ton, der mit der Eleganz des Anzugs in Widerspruch steht, und dann eine gutmüthige Geschwätzigkeit, eine Anhänglichkeitsbegierde bey unserm Frauenzimmer, einen zutraulichen freundlichen Beyfall“. Dem gleichen Briefe sind die gedruckten „Kriegs=Artikel“ vom 25. November des Jahres beigelegt, welche der Brieffschreiber wie einen Schüleraufsatz unbarmherzig corrigirt. Da heißt es z. B. zu:

„Erster Artikel: Soll zum Tode verurtheilt werden: 1. 2.“ u. s. f. —  
„Muß heißen: Es soll — sonst meint man, der erste Artikel soll zum Tode verurtheilt werden“; ein Paragraph hat die einfache Censur: „unter aller Critik“; sehr böshaft ist bei der Androhung von Ketten und Gassenlaufen, u. a. für solche, die sich im Dienste oder auf dem Marsche betrinken: „die Oberen ausgenommen“; zu dem Verbote, „auf eine unanständige Weise zu fluchen und zu schwören“, steht: „Giebt es auch eine anständige Weise?“ — Diese Randglossen des sonst so ernsthaften Mannes beweisen, daß diese ganze Rüstung schon, als noch rings um ihn her kriegerisches Wesen erklang, von ihm als Friedensspiel betrachtet wurde.

1806 aber brach nun unrettbar das alte deutsche Reich zusammen. Da schrieb Meyer von Knonau: „Verursachten die letzten Ereignisse im deutschen Reiche nicht auch bei Ihnen wehmüthige Empfindungen? Nicht sowohl um das heilige Römische Reich ist es schade; denn schon lange war theils nur sein Name vorhanden und theils das Gebäude selbst weder eine bequeme, noch sichere Wohnung; aber daß auch diese gothische Antiquität nur darum niedergerissen werden soll, damit übermüthige Ausländer Erholungslager und Lustplätze da aufstecken und ihre Willkühr ausüben können, das ist das Uebel. Mag der Deutsche noch so viele Fehler, die deutsche Cultur noch so wenig Originelles, der deutsche Charakter noch so wenig Bestimmtheit gehabt haben, es ist doch ein ungemeiner Verlust, wenn keine deutsche Nation mehr vorhanden ist“. Einer der nächsten Briefe Hegner's brachte dann ein interessantes Urtheil über Arndt's „Geist der Zeit“ als über eine Schrift, welche vortrefflich sei, jedoch auch vielfach zu große Anmaßung aufweise: „Hutten und Luther schweben diesen Männern zu viel vor; wenn aber die Beredtsamkeit zu Declamation wird, so ist's mit ihrer bleibenden Wirkung zu Ende. Momentane Begeisterung lähmt wie ein Rausch; Erasmus wirkte mehr als Hutten“. — Auch die neuen Ereignisse des Jahres 1809, welche gleich 1805 eine schweizerische Truppenaufstellung mit sich brachten, mußten die Aufmerksamkeit fesseln: „Ja

wohl sind jetzt die Deutschen“ — beantwortete Meyer von Knonau Ende December einen Brief Hegner's — „des âmes damnées, und auf Kant's herrlichem Tempel baute man Narrenhäuser; aber ich kann gleich selbst die Nation nicht verachten, sondern muß sie bedauern. A priori verachte ich wohl die Berliner und die mit ihnen gleichgesinnten Preußen, welche auf Grundlage ihrer eigenen Schande speculiren, die Sachsen, weil sie nichts mehr zu thun wissen, als zu schmeicheln und zu kriechen, die Schriftsteller überhaupt wegen des gänzlichen Mangels an Selbständigkeit, des steten Nachbetens und Haschens nach neuen Paradoxen und sogar nach jedem neuen Worte. Aber was wollen wir doch von der Nation sagen? Wo und was war die deutsche Nation, wo ein Vereinigungspunct für sie? Deutschland, das zertheilte, mußte fallen; aber glauben Sie nicht, daß dasselbe, wenn ergriffen von dem gleichen Geiste, wie Frankreich, und gegangen durch alle Krisen jenes Landes, jetzt in seiner Lage die gleiche Rolle spielen würde? Wie schlugen sich nicht die Deutschen jetzt in Spanien, und wie schlugen sie sich an der Donau? Konnte man vernünftiger Weise erwarten, daß ganze Gegenden sogleich für einen Schill und einen Herzog von Braunschweig aufstehen würden? Oesterreich und Tirol haben, das eine für eine unüberlegte, das andere für eine mißbrauchte Sache, wenigstens eine große Kraft entwickelt, und diese Kraft schlummert noch an vielen Orten“. Die Ereignisse in Schweden dagegen gaben den Anlaß zu der Bemerkung: „Die Charaktermänner sind bei uns über den Sturz ihres Oberpriesters Gustav IV. betreten. Ich ehre Alles, was Charakter heißt; aber Starrsinn ist nicht Charakter“. — Im März 1813 dann, als jene 1809 geahnte Kraft erwachte, sagte zwar Meyer von Knonau, daß er „das dumme Politisiren“, so wenig wie Hegner, leiden könne, daß es ihn vollends anekese, täglich zur Gewißheit erhoben zu sehen, was nur Wunsch oder Hoffnung sei: „Als Mensch aber freue ich mich der auferstandenen Nemesis und müßte mich ihrer noch freuen, wenn ich besorgen müßte, bei ihrem Hereinbrechen selbst darniedergetreten zu werden.“ Als darauf im April vor dem Beginn der großen Ereignisse

„das leichteste Gerücht den meisten Cours hatte“, da die Zeitungen die Wahrheit nicht mehr kund machen durften, spottete er: „Selbst bei uns ist man schon so weit gekommen, daß man sich auf Briefe beruft, welche dieser oder jener deutsche Handwerksgefelle von Hause bekommt, um aus denselben nicht bloß den Stand der Armeen, sondern auch ihre Operationen zu beurtheilen“. Nach der Schlacht bei Leipzig endlich heißt es in einem Briefe aus Zürich: „Die großen Weltbegebenheiten nehmen einen heroischen Gang an. Obgleich die Entwicklung höchst bedenklich werden kann, so vermag ich doch das Gefühl von Wohlbehagen über die Demüthigung der Menschenverächter nicht zu unterdrücken“. Wenig tröstlich freilich gestalten sich die Dinge für die Schweiz; bei der Annäherung der Allirten wird auch ihre Neutralität in Frage kommen: „Man wird viele Truppen aufbieten. Zwar tröstet unsere Magd, deren Bruder auch marschiren soll, wie ich sie sagen hörte, sich damit, daß die Schweizer davonlaufen werden, wenn Franzosen oder Deutsche kommen sollten“. Ganz so schlimm kam es bekanntlich nicht; aber in ihrem Enderfolge gingen die Dinge, wie sie um Neujahr 1814 um Basel sich vollzogen, doch auf Aehnliches hinaus. — Dann hatte sich das Schicksal des Schlachtenkaisers, wie es schien, erfüllt; aber der Freund richtete aus Zürich am 29. April 1814 wieder nach Winterthur „an den weisen Mann“ einige Fragen, zuerst: „Hat nicht Napoleon seinen Zeitgenossen in den Augen der Nachwelt große Schande gemacht? Denn was wird einst diese sagen, wenn sie liest, daß ein Mann, welcher so abtritt, einst allgemein gefürchtet wurde?“ — dann jedoch vorzüglich: „Giebt Elba Europa Sicherheit? Wie bald ist der Mann, dem vielleicht große verborgene Schätze zu Gebote stehen, nach Constantinopel oder auf die französische Küste verschwunden? Wenn nun der neue König mit seinen Gefährten, welche schwerlich ganz in das neue französische System eingeweiht sind, anlangt und die letzteren sich auch an die Tafel setzen wollen, die Plätze aber bereits eingenommen sind, was soll daraus entstehen? Eigentlich haben die Franzosen nur Signatur und Farbe geändert. Wenn sie auch freier als

vorher sind, so ist doch zu Gährungen mancher Stoff vorhanden. Freilich haben, wenn die neue Constitution angenommen bleibt, Freiheit des Denkens, Freiheit des Handelns viel gewonnen. Selbst für den Religionszustand von Europa könnte etwas Gutes entstehen, weil nunmehr der Papst nicht mehr *ecclesia pressa* ist, mithin die Herzen der Weichgeschaffenen weniger rührt“.

Ueberhaupt aber ist, man mag herausnehmen, was man will, in den Briefen, von der einen und von der anderen Seite, eine den Benutzer derselben in Verlegenheit setzende Fülle vorzüglicher Einzelbemerkungen enthalten. Auch noch hieraus mögen einige Proben folgen.

Es unterhalten sich 1805 beide Brieffschreiber über einzelne neue Bescheerungen der Mediation, mit denen sie nicht überall einverstanden sind. Meyer von Knonau berichtet vom Sonntagsmandat und vom Censurgesetz, meldet mit Vergnügen, gegen das letztere hätten auch einige „classische Aristokraten“ gestimmt, wovon einer im Merger zu ihm gesagt habe, daß es doch „ganz verdammt“ wäre, „wenn Alles, was Menschenverstand habe, nur von den Patrioten vertheidigt werden müßte“; endlich wird ein Bonmot von Salomon Landolt angeführt: „Landvogt Landolt verglich in seiner unnachahmlichen Naivetät das leztthin herausgekommene Hundsmandat mit diesen beiden Gesetzen, weil bei keinem für die Execution gesorgt sei“. Einen etwelchen Zweifel des Freundes über die Ersprießlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen bestätigt Hegner kurz darauf: „Nichts Positives konnte ich herausbringen, was sie auf der lezten Tagsatzung abgeschlossen haben, als einen Bettag“. — Oder es wird, zumeist in Anschluß an eine Studie von Meyer von Knonau über die Poesie in der Mundart, von den neuen Aufsehen erregenden Gedichten Hebel's geredet. Derselbe sagt da: „Hebel habe ich selbst nicht ohne Vergnügen durchblättert; aber vor dem *imitatorum stultum pecus* ist es mir bange. Lieder des Volkes selbst, die aus seinem Kopfe hervorgehen, sind mir schätzbar, weil sie Abdrücke seines Geistes und Kriterien seiner Cultur sind; aber diejenigen, welche der Gebildetere ihm in den Mund legt, haben dieses Verdienst

nicht und können nur dann einen Werth haben, wenn sie wahre Meisterstücke sind, und dazu sind wenige hinreichend". — Darauf kommen einige Briefe nach einander auf den Briefwechsel von Gleim und im Zusammenhang damit auf Heinse, wobei Hegner in schonungsloser Weise den Dichter des *Ardinghello* beurtheilt: „Heinse ist nicht mein Mann, ein zu gesuchter Stylist aus der Kraftperiode, ein talentvoller wissenschaftlicher Kopf, der sich aber selbst seinen wahren Gesichtspunkt verrückte, um sein kaltes Docht an italiänischem Feuer anzuzünden. Seine Urtheile über Mahlerey sind alle schief und aus den Spähnen zusammengebaut, die Göthe und Winkelmann wegwarfen". — Es konnte nicht fehlen, daß auch von Johannes Müller, mit dessen Bruder Hegner enge befreundet war, so daß dann auch dieser äußerst feine Kopf mit dem Zürcher Correspondenten in Verkehr gebracht wurde, allerlei Urtheile gegeben werden. Beide Freunde bedauern herzlich den großen Schriftsteller wegen der Verkümmern seiner letzten Jahre in dem „chaotischen Wirrwar" des Königreichs Westfalen: „Die Verwirrung und der Geschäftsdrang müssen nach der Beschaffenheit der Staatsbestandtheile weit größer sein, als in unserer helvetischen Republik im Jahre 1798, und wer steht an der Spitze? Man lese nur das erste königliche Decret über die Ehrenstallmeisterwürde!" — so schrieb Meyer von Knonau 1808. Aber derselbe gehörte bei aller Anerkennung des Geschichtschreibers nicht zu denjenigen, welche sich durch dessen Kunst verblüffen und in das Schlepptau nehmen ließen. „Sie glauben kaum, wie tief die von vielen Tausenden angestaunten verderblichen Sätze Müller's, welche mit manchen seiner trefflichen Lehren und Bemerkungen gleiche Verehrung genießen, gewirkt haben, wie tief seine zu oft wiederkehrende Lehre, daß glänzende und große Thaten jeden Fehler verdecken, Wurzel geschlagen hat. Die Leichtigkeit, womit er über Bestechlichkeit, Verkäuflichkeit, berechnete Hingabe an das Ausland hinweggeht, so bald der Held ein entschlossener Krieger, kühner Parteimann oder geschickter Staatsvorsteher war, ist bereits bei denen, die Einfluß auf die Geschäfte haben, von großem Einfluß; noch weit mehr wird sie es auf

die jedem Modeton des schriftstellerischen Zeitalters treuherzig sich hingebende Jugend sein, wenn man nicht aus allen Kräften und ohne schmeichlerische Gefälligkeit und egoistische Rücksicht ausspricht, was gesagt werden muß“.

In einem Briefe hat Hegner Gelegenheit, sich über den Reichthum der in Zürich erschienenen Litteratur auszusprechen\*): „Es ist doch in Zürich eine ungeheure Büchermenge, mehr als in irgend einer Stadt in der Welt von der Größe. Die Reformatoren und ihre zwei nächsten Generationen haben durch ihren unbegreiflichen gelehrten Fleiß der Gelehrsamkeit in Zürich den Schwung gegeben, und da damals die Gelehrten weniger gelehrte (ich sage nicht geistliche) Prätension machten, genossen sie auch der Achtung der Obrigkeit. In den langweiligen Zeiten breiter ruhiger Staatskunst und jesquipedalischer Klugheitslangsamkeit verlor sich dieser gute Geist. Zimmermann, Bodmer und Breitinger weckten ihn wieder; aber die Revolution —! Doch was schreibe ich Ihnen, was Sie besser wissen, als ich! Ich wollte, es schriebe Jemand die Geschichte der Gelehrsamkeit der Stadt Zürich; ich wollte, Sie hätten Zeit dazu, oder Sie und Füßli gäben mir die Data“. Kurz darauf bedauert Hegner, daß er nicht zur Künstlerversammlung nach Zofingen gehen konnte: „Ob ich gleich nicht glaube, daß viel Erhebliches daraus für die Kunst hervorgehen werde — denn die Malerkunst ist einsam und liebt keine rasonnirenden Zusammentritte —, so kann doch eine solche Vereinigung das Verdienst haben, welches das beste an der Schinzacher Gesellschaft war, jährlich einmal eine Gesellschaft gescheiter und lustiger Leute zusammenzubringen“. — Sehr bemerkenswerth ist ein Seufzer des Zürcher Rathsherrn, welcher dem Winterthurer Friedensrichter Anfertigung von Tabellen zumuthen mußte, über die Statistik: „Ausführliche Tabellen sind jetzt einmal das Steckenpferd des Zeitalters; aber machen Sie sich dabei so bequem, als Sie

---

\*) Beinahe mit Hegner's Worten hat sich hierüber gegenüber dem Verfasser dieses Aufsatzes mehrmals ein anderer feiner Litteraturkenner, unser verstorbener Freund Mörkhofer, ausgesprochen.

nur wollen. Jährlich einmal eine mechanische dumme Arbeit hat, wenn Sie wollen, für einen Mann, der sonst immer denkt, ihren formellen Nutzen. Wenn man wüßte, wie oberflächlich, falsch und willkürlich die Grundlagen zu vielen statistischen Angaben aufgenommen werden, man würde darüber erstaunen“. — Auch Bemerkungen über Beobachtungen auf Reisen theilte man sich mitunter mit. So hatte Meyer von Knonau schon 1801 in der Urschweiz feststellen zu können geglaubt, einerseits, daß das dortige Völkchen sich wider Erwarten rasch von seinen Leiden erholt habe und auf seine ehemalige politische Existenz weniger Werth lege, als man von ihm vorgebe, und zwar vornehmlich, weil es unbeschweren genug sei, die Rückkehr zu den lucrativen Vortheilen des vormaligen Zustandes unmöglich zu finden; andererseits aber hat er von Neuem erkannt, „daß unser Volk weit mehr Werth auf den Bazzen legt, den man von ihm fordert, als auf die schönste Ausarbeitung des Freiheitssystemes, die ihm seine philosophischen Gesetzgeber schenken“. Wieder von ihm ist 1804 die Beobachtung gemacht, in welchem Mißverhältnisse die große Natur der Thäler Grindelwald und Lauterbrunnen zu ihren „in der ausgezeichnetsten Prellerei und Habsucht ausgearteten Bewohnern“ steht. Die Graubündner hält er in ihrer kräftigen Gewandtheit für „rohe Demanten“; dagegen liebt er, wie die Demokratie der kleinen Stände überhaupt, so die Appenzeller am wenigsten, in deren Ungebundenheit er nicht Freiheit sehen kann, so wenig als Republicanergeist in deren Insolenz und Trotz, feste Verfassung in ihrer Anarchie. 1813 sieht er zum ersten Mal das Linthwerk in seiner bis dahin gediehenen Vollendung: „Das Werk ist groß und schön; aber es wird einer ununterbrochenen strengen Aufsicht bedürfen: auch die leblose Natur muß keine Querstriche machen“.

Ganz besonders aber ist noch der Hervorhebung würdig, was Hegner 1804 auf seinen Wunsch näherer Schilderung über Martin Usteri als Aufschluß erhielt. Hegner hatte ein Gedicht von Usteri, Heinrich der Schwarze, in einem Taschenalmanach gelesen, welches ihm in der leichten ungezwungenen Versification und der geschmackvollen

Darstellung unvergleichlich erschien, und von dem Künstler Usteri die Folge jener neun „sehr geistvollen“ Blätter, „die Muttertreue“ betitelt, gesehen, und er wollte nun einige Aufschlüsse „aus dem reichen Schatze der Menschenkenntniß“, die der Freund habe, über Usteri gewinnen. — Ihm wurde geschrieben: „Usteri und sein durch eine seltene Naivetät sich auszeichnender jüngerer Bruder Paul, der schon im 23. Jahre starb, waren von Jugend auf große Freunde alter Balladen und Ritterlieder, die sie beinahe alle auswendig wußten. Sie verbanden damit sehr viel Kunstfönn. Beide waren Zeichner schon durch bloßes natürliches Talent, das aber bei beiden, besonders beim ältern, ausgebildet wurde. Als ein fein gebauter, beinahe zärtlicher Knabe saß dieser mehr über den Büchern und besuchte, wenn ich mich nicht irre, noch die untersten Klassen des Gymnasiums. Seine Liebe für die Rittergeschichten und Ritterlieder brachte ihm eine besondere Vorliebe für das Studium der Cultur- und Kunstgeschichte der mittleren Zeiten bei. Schwerlich wird er durch viele unserer Zeitgenossen in Absicht auf Bekanntschaft mit Sitten, Gebräuchen, dem Costüme, der häuslichen Lebensweise der verflossenen Jahrhunderte, vornehmlich in unsern und den benachbarten Ländern, übertroffen. Außer Freund Hegner kenne ich Niemand bei uns, der mit den interessanteren zur Culturgeschichte jener Jahrhunderte gehörenden Werken so bekannt wäre, und ebenso kenne ich sonst Niemand, der so oft in jenen Schriften geblättert und gelesen und doch so viel Geschmacß beibehalten und wirklich daraus genommen habe. Der *sensus pulchri* ist aber bei Usteri ganz zur Natur geworden. Ohne eben geckig zu sein, ist er in seinem Außern, selbst bei einfacher Kleidung, äußerst elegant. Seine Handschrift ist wie gestochen; seine Kaufmannsbücher sind kalligraphische Seltenheiten. Seine Manieren haben beinahe etwas Geziertes und seine Außierungen etwas Gesuchtes. Sein Styl ist voll von Ideen, bezeichnend, sententiös, wenn er will, voll des heißendsten Witzes, aber bisweilen gar zu witzig, und meistens wünschte man ihn weniger gekünstelt. Noch vor wenigen Jahren fehlte er nicht selten, nicht so fast gegen die Keinheit der Sprache, als gegen die Grammatik. Sinnbild-

liche Darstellungen und zahllose Carricaturen, besonders auf die Revolution, sind aus seinem Bleistift hervorgegangen. Von seinen ersten Knabenjahren her hatte er, ohne je ausschweifend zu sein, immer etwas zu lieben. Er liebte etwa zehn bis fünfzehn Jahre mit einer Verwandten, einer Brünette, welche schön, aber ausdruckslos und geistig unbedeutend war. Stundenlang konnte er bei Mondenschein, oft an kalten stürmischen Winterabenden, in den Revieren ihrer Wohnung herumgehen und ihr Zimmerfenster von ferne belauschen, obschon er, als nahe verwandt, sie häufig sehen und sprechen konnte. Dann aber heirathete er eins der schönst gewachsenen Mädchen, eine Blonde, voll der seltensten Naivetät, so lange sie jung war. In den ersten zwei Jahren der Revolution war er Obereinnehmer; aber seine Handlungsgefährten wollten ihn nicht länger beide Geschäfte beisammen behalten lassen. Seine Handlungsgeschäfte sind schon von langem her ungünstig; aber von seiner Frau her hatte er ein ansehnliches Vermögen. Er ist heftiger und bitterer Aristokrat. Als Secretär der öffentlichen Bibliothek geißelte er im letzten Sommer in der Darstellung ihrer Schicksale während der letzten sieben Jahre die Revolution mit stacheligen Dornen und stellte einige unserer bekanntesten Männer ziemlich grausam dem versammelten gelehrten Publicum zur Schau; doch waren sie glücklicher Weise abwesend. So viel über diesen talentvollen Mann, der unstreitig zu unseren merkwürdigen Leuten gehört“. — Natürlich war Hegner für diese Darstellung sehr verbunden: „Ich wollte, Sie würden mir die ganze Stadt so mahlen; so wollte ich gewiß Zürich besser kennen, als mancher der darin geboren und erzogen worden“. Hegner schreibt da Asteri zu, daß sich Eleganz, Wit, Feinheit, Talent, Musarbeitung, Kopf in allen seinen Producten zeigten; doch will er ihm damals, 1804, wenig wahre Poesie und Genie zuerkennen.

Endlich jedoch verstand es sich von selbst, daß neben allen diesen großen und kleinen Dingen stets die eigenen Arbeiten der beiden Männer hin und her verhandelt wurden. Es sind zuerst einige Reisebeschreibungen, zufällig in dieselben Gegenden des Berner Oberlandes, welche auch kurz

nach einander in der Monatschrift Isis 1805 erschienen\*). Stets theilten sich zuerst die Freunde ihre Schilderungen in der Handschrift mit, und da gesteht einmal Hegner, daß er weit ärmer an guten Ausdrücken sei, als sein Correspondent es glaube, daß er sie immer nur mit Mühe finde und sich gerade jetzt die Freiheit erlaubte, für die Beschreibung des Staubbachs etwas aus der Darstellung des Anderen zu entnehmen, da ihm dieselbe in dieser „schönen Reisebeschreibung“ besonders eingeleuchtet habe. Dieses Musterstück mag hier stehen: „Der Staubbach ist kein Wasserfall nach dem gewöhnlichen Sinn des Wortes und mit einem Reichenbach oder Rheinsturz, einem Tosafall oder Bissewache so wenig zu vergleichen, als ein Nebeldunst mit einem stärkeren oder schwächeren Gewitterregen zu vergleichen ist. Aber für den alltäglichen Beobachter hat eben diese Verdunstung, eben dieses geisterähnliche Säufeln am abgeglätteten Fels, in welchem der Bach seine eigenthümliche Natur abzulegen und ein leichteres feineres Element zu werden scheint, einen unendlichen Reiz. Es ist die Apotheose der Najade, die eben ihren sichtbaren Körper abgelegt hat, um in die Geisterwelt überzugehen. Die wogende Masse, die sich oben stürmend über die Felswand hinauszwälzt, um sich tobend und zerschmetternd in die Tiefe zu stürzen, wird erst zur gedehnten wolligen Flocke, dann zu Staub verwandelt und irrt, ein Spiel des leisesten Windes, an dem mächtigen Fels umher, flieht bald den Beobachter und bald hüllt sie ihn plötzlich

---

\*) Als Hegner 1828 in Bd. IV. seiner „Gesammelten Schriften“ dieses Stück von 1804 wieder abdrucken ließ, schickte er voran: „Damahls war Interlachen ein ruhiger ländlicher Ort, ein Aufenthalt für stille Freude an der großen Natur; gegenwärtig aber soll das Dorf und seine Umgebung zu einer glänzenden Niederlassung fremder, meist engländischer Familien geworden sein, wo Miethwohnungen mit zierlichem Hausgeräthe und Prunkbuden mit goldenen Inschriften prangen, so daß die alten herrlichen Baumgänge fast zu Pariser Boulevards geworden sind. Manchen ist das recht; viele finden die alte Einsamkeit besser. Wir bringen Euch ja Geld, sagen die Fremden. Sonst Nichts? fragen die Anderen“. Aber auch schon 1804 hatte sich Hegner, gleich Meyer von Knonau, über das zudringliche Wesen der durch die Fremden verwöhnten Oberländer ausgesprochen.

wieder in ihren durchnässenden Staub“. — Meyer von Knonau selbst aber kam stets wieder mit Vorliebe auf die immer mit Lust neu hervorgeholte Pariser Reise zurück. Als 1804 davon der dritte Band als letzter gekommen war — Hegner meinte: „Ich könnte noch Vieles erzählen; aber drey Bände in Einer Manier geschrieben sind schon mehr als genug“ —, wollte es ihm mit vielen Anderen nicht gefallen, daß das wirklich so sein müsse. Der Freund glaubt da, gegenüber den zwei ersten Theilen, den Schriftsteller in ernsterer Stimmung vor sich zu sehen: die Laune sei schon ein wenig minder sichtbar, wenn auch nicht weniger fühlbar; aber stets haben die doch nicht ganz unrecht, welche Hegner'n fürchten: „Mag er sich immer „zum Frieden“ schreiben, so ist er doch, wie die Gewaltigen alle, zum Kriege gerüstet“. — Vorzüglich gefiel in Zürich ein als Neujahrsblatt für Zürich selbst, für die dortige Künstlergesellschaft zum Jahre 1807, durch Hegner geschriebenes Stück über einen vorzüglichen 1806 verstorbenen Winterthurer Maler, Johann Rudolf Schellenberg. Meyer von Knonau war bis dahin von dem Manne nicht gar viel bekannt; jetzt hatte er die interessante originelle Natur desselben, seine Beharrlichkeit und humoristische Laune, welche ihn durch widrige Schicksale hindurch zu der so glücklichen Fertigkeit erhoben, schätzen gelernt; aber er fügte auch besonders noch bei: „Was Sie zur Warnung der Väter und Kinder sagen, die sogleich einen Ruf der Mäusen wahrzunehmen wähnen, das hat insbesondere unser Zürich sich zu merken nöthig“. Dann kommt er auf die Neujahrsstücke überhaupt, „denen man seit einigen Jahren nicht mehr die Aufschrift für die „vaterländische“, sondern für die „vaterstädtische“ Jugend giebt“, auf die litterarische Bedeutung derselben: „Sie sind gewöhnlich langweilige Moralpredigten und Unterweisungen, so daß man sie nicht lesen kann. Als wenn man besorgte, der Leser schlummere ein oder merke den Sinn nicht, ruft man ihm immer zu: „Höre, lieber Jüngling!“ oder: „Merke Dir, junger Freund!“ Von diesem allem findet sich nun in Ihrem Leben und Charakteristik Schellenberg's freilich nichts; aber die Geschichte und die Moral

haben einen so klaren Sinn, daß man kein: Höre und kein: Merke nöthig hat“.

Doch erst 1812 begann dann Hegner's wahrer Siegeszug mit seiner „Molkenkur“. Auch jetzt kannte man in auserwählten zürcherischen Kreisen die Schöpfung schon in der Handschrift, und Meyer von Knonau schrieb, daß der Zürcher Humorist, David Heß, in seiner Miene einige Züge habe sehen lassen, „wie sie etwa an Leo X. mochten zu sehen sein, als Luther seine Thesen aufstellte“. Die einzelnen Charaktere werden dann in den Zürcher Briefen mit Liebe eingehend studirt; der Druck soll sobald als möglich geschehen: „Dieses Ihr Kind wird manchen Erwachsenen ihre ganze Existenz rauben; es wird den Firniß abwaschen, der an ihnen klebt“. Eine ganze Reihe von Anmerkungen wird durch den Ausruf abgeschlossen: „Hoch lebe der Verfasser der Molkenkur!“ Als darauf im August 1812 das Buch selbst vorlag, waren alle Zürcher Leser, „welche wirklich eines Urtheils fähig sind“, in ihrem Urtheile einstimmig; Meyer von Knonau glaubte die ausgezeichnete Wahrheit der Schilderungen ganz besonders daraus erkennen zu können, daß diejenigen, welche etwa von einigen Schärpen selbst sich getroffen fühlten, gerade hiervon schwiegen, dagegen dann wieder Anderes laut lobten, wodurch Andere gestreift wurden, und für den Verfasser Partei nahmen, wo der Andere für seinen Herd zu fechten anfing: — „Ein Frauenzimmer, für welches mehrere Stellen paßten, hörte ich sagen: Herr Hegner ist doch ein böser Mann“.

Hegner hatte aber auch noch hier und da Andeutungen über andere Arbeiten gegeben, die er im Sinne oder schon in der Vorbereitung habe. 1812 schrieb ihm der Freund über solche Projecte: „Ungemein schade ist es und eine hohe Sünde gegen die Nachwelt ist es, wenn Sie irgend einen schriftstellerischen Gedanken unterdrücken. Wem hilft es, wenn Sie die Werke nur in Ihrem Kopfe schreiben? Alles Erhebliche werde dem Papier anvertraut; denn gerade Ihre Arbeiten und Ihre Gedanken sind von Zeit und Modegeschmack unabhängig und werden für jede künftige Generation hohen Werth haben. Ueberhaupt sollte man manches

den Zeitgenossen gar nicht mittheilen, weil es nur der Nachwelt wahr, kräftig und unverstellt gesagt werden kann; aber noch weniger soll man es unterdrücken, weil man es jenen nicht sagen kann“. — Hegner besuchte Jahre hindurch, ehe es ihm später Gais wieder völlig anthat, immer mit neuer Vorliebe „sein liebes Geyrenbad“\*) — nämlich dasjenige bei Turbenthal — und fühlte sich regelmäßig, wenn er von der Höhe bei Schlatt noch einmal das Thal von Winterthur überblickte und dann in die rauhe waldige Gegend sich verlor, wie in einer neuen Welt. So gedachte er einmal, 1804, eine Parodie seiner Pariser Reisebeschreibung unter dem Titel: „Auch ich war im Geyrenbad“ zu schreiben: „Aber schon über meine Vaterstadt und die Glaukokrene habe ich so viel Papier überschrieben, daß ich das Uebrige auf künftiges Jahr verschob. Sie sehen, daß ich es mit meinen Schriften mache, wie Sie mit Ihren Besuchen, und solche immer verschiebe“. Aber gleich im Anschlusse dar-

---

\*) Ein auf den Namen Geyrenbad — zunächst zwar das bei Hünwil liegende Bad des Namens — bezüglicher Scherz im Gewande etymologischer Gelehrsamkeit möge hier Platz finden. Hegner schrieb als Udalricus Ignarus (sic nomen scribendum esse probabo in dissertatiuncula de Ignaris eruditus) folgende Entdeckungen an Meyer von Knonau (1801): In uno tantum, venia tua, abs te differo, in derivatione verbi Hünwil, quod ego a gallinis derivandum esse puto, et dicam, quare — : nosti, quod non longe abinde distat Balneum Vulturinum, quod a vulturibus, ut constat, nomen habet, qui gallinis vescuntur. Itaque sequentem syllogismum facio: — Ubi plures sunt vultures, debent etiam esse plures gallinæ, quæ illis victum præbeant — atqui in balneo vulturino, quod est in proximitate hünwil, erant multi vultures — ergo in hünwil, quod est in proximitate balnei vulturini, debebant esse multæ gallinæ. Attamen tuam derivationem ab Hunnis non vilipendo, quia indoles et mores incolarum pro ea loquuntur. — Dann noch eine ähnlich schöne Erklärung für Winterthur: Scis, vir doctissime, muros oppidi Vitodurani irrigari a flumine Eulach: unde venit hoc verbum? Nonne cum magna verisimilitate derivari potest ab Eul (noctua) et A sive Ach, quod celtice Aquam sonat; quasi dicam Fontem Noctuarum, Γλαυκοκρήνη? Quid tibi videtur? Certe mihi nihil optatius esset, quippe quod oppidulo nostro apud externos aliquam affinitatem cum celeberrima urbe Athenarum daret, ubi noctuæ in magna consideratione erant. Fateor quidem, noctuas a Vitoduranis nondum magni aestimari, qui adhuc more verorum Israelitarum magis vitulos aureos, quam noctuas colunt; sed hoc tempore de nihilo est desperandum.

an wird gemeldet, daß im Spätjahr ein neues Werk, eine Revolutionsgeschichte des Kantons Zürich, in dramatischer Form, begonnen werden solle, wozu schon ein guter Grund gelegt sei: „Es strömen mir Wahrheiten und Ironien zu, wenn ich nur daran denke. O wenn ich wollte böse seyn, wie manche armselige Lächerlichkeit könnte ich darstellen, worüber mancher, der sich jetzt in seiner Wichtigkeit sicher glaubt, erschrecken würde! Allein Gott bewahre mich davor; auch nur die Aeußerung dieses Gedankens müssen Sie mir verzeihen!“ So ist denn auch wirklich dieses Werk so wenig zu Stande gekommen, als jenes. Dagegen dürfte das Revolutionsdrama doch in einiger Verbindung mit einem wirklich erschienenen Buche Hegner's stehen.

Wie der Verfasser erst weit später\*) zu erkennen gab, hatte er schon 1798, als er als Kantonsrichter nach Zürich gekommen war, mitten im dortigen Parteitreiben während einer Krankheit, die ihn das Haus hüten ließ, den Versuch gemacht, seine Erfahrungen in die Geschichte eines jungen Landmannes einzukleiden. „Wer die ehemalige Schweiz kannte, weiß, daß es auch in den unteren Ständen Köpfe gab, die sich durch originelles Daseyn und unerwartete Geistesbildung auszeichneten“: — dahin habe nun auch der Held der Geschichte, Salomon N. oder Saly der Holzhacker, gehört. Hegner ließ dann die Arbeit liegen; allein von Zeit zu Zeit taucht in dem Briefwechsel eine Spur davon auf. 1806 hatte er bei einem Besuche in Zürich dem Freunde von den „Thaten und Meinungen des Holzhackers“ gesprochen. Darauf schrieb ihm Meyer von Knonau: „An der Schärfe der Art zweifle ich keinen Augenblick, und es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß Stämme, Stöcke und Klöße in Menge umherliegen, um einer gewandten und starken Hand volle Arbeit zu verschaffen. Aber der verzweifelte Versuch ist doch gefährlich. Ich kann mir denken, daß diese Stöcke und Klöße lebendig seien, selbst wenn der Holzhacker sie bisweilen, und zwar mit vollem Recht, für leblos ansieht“. Hegner dankt

---

\*) 1828 in der Vorrede zu Bd. I. der „Gesammelten Schriften“.

für die Warnung: „Seyn Sie aber ohne Sorgen; der Holzhacker haut nichts um, worin ein lebendiger Athem ist, sondern zeigt nur auf faule Stämme oder läßt vielmehr Andere darauf weisen“. Dann aber ist wieder Jahre hindurch, nachdem Hegner nochmals baldige Zusendung eines Manuscriptes verheißen hatte, von dem Holzhacker nicht mehr die Rede; erst Ende 1813 freut sich Meyer von Knonau über Saly's Wiederauferstehung. 1814 kam endlich das Buch heraus, unter dem Titel: „Saly's Revolutionstage“. Hegner schrieb später selbst darüber: „Ich wollte nur ein Bild der Zeit geben, Denkwürdigkeiten, nicht eine Geschichte. Das Buch geht nur soweit, bis die französischen Befreyer kamen, deren einziges Verdienst es war, daß sie in ihrer Zwingherrschafft keinen großen Unterschied zwischen Freunden und Feinden machten. Auch eine Fortsetzung hatte ich wohl im Sinne; aber das ging nicht. Mit dem Einrücken jener Heere wachten noch mehr feindselige Leidenschaften auf, List, Haß und Rache, Selbstsucht, Verfolgung und Gewaltthat, die ich nicht zu schildern vermochte, weil ihre grelle Wirklichkeit auch mit den mildesten Farben nicht zu decken gewesen wäre“. — Eine Fülle von Einzelheiten ist in diesem Lebensbild aus den ersten Wochen von 1798 gegeben, welche Hegner's Meisterschaft in der Charakteristik, in der Auffassung des Individuellen abermals darthun; aber als Ganzes ist das Buch nicht glücklich ausgefallen\*).

Ueber „Saly's Revolutionstage“ ist in unserem Briefwechsel nicht gesprochen, weil Hegner gerade im Jahre der Veröffentlichung nochmals nach Zürich kam. Schon im Mai 1814 hatte Meyer von Knonau mit deutlicher Beziehung geschrieben: „Wie schade ist es, wenn Männer, denen das Regieren und ein großer Wirkungskreis so gut anstehen würde, sich in kleine Behörden begeben, sich nur auf das Negative und auf Opposition beschränken!“ Gerade einen Monat später ist von Er-

---

\*) Das hat denn auch der Verfasser selbst wohl gefühlt und besäwigen 1828 bei dem wiederholten Abdrucke „eine spätere Nachricht“ am Schlusse angefügt; allerdings empfing so das Ganze „ein gefälligeres Ende“, tritt, um mit dem nachher erwähnten Nekrologe zu reden, der *canis ex machina*, welcher in der ersten Redaction als Retter aus der Verlegenheit in die Geschichte einspringt, mehr zurück.

ziehungsrath Escher (dem späteren Escher von der Linth) gesprochen: „Wirken Sie darauf, daß er in einer der ersten Wahlen vom Großen Rathe selbst gewählt werde: Consul futurus. Sie, Er und Stadtpräsident Landolt sollten jetzt nach meinem Sinne in den Rath eintreten“. Wirklich wurde nun Hegner, ohne sein Zuthun, Mitglied des Kleinen Rathes; aber er blieb nur sehr kurze Zeit darin. Sein neuer Wirkungskreis befriedigte ihn nicht, und so nahm er von einer Erkrankung 1815 den Grund, wieder zurückzutreten. Schon im Januar dieses Jahres beginnen die Briefe wieder, indem Hegner in Winterthur krank lag; als derselbe dabei einmal über Schwäche seines Gedächtnisses klagte, schrieb ihm Meyer von Knonau, daß er den Umgebungen des Freundes deswegen Glück wünsche und selbst unter denselben sein möchte: „Sie erzählen so wenig, nie etwas Ueberflüssiges, sprechen ja überhaupt nicht viel, so daß es ein wahrer Gewinn für Ihre Freunde ist, nun auch bisweilen eine Ihrer Aeußerungen zum zweiten Male zu hören“. Anfangs suchte man von Zürich her Hegner noch fest zu halten; aber wie der Freund dessen festen Willen erkannte, half er selbst dazu, ihm den Austritt zu erleichtern; nur warnte er ihn davor, zu sehr in die häusliche Ruhe zurückzukehren, da er bezweifelte, daß Hegner's Körper und Geist, insbesondere aber dessen Laune dabei gewinnen würden. Inzwischen waren dann aber auch die großen Ereignisse zu Ende gegangen. Am 13. August 1815 beschrieb ein Brief nach Winterthur die glänzende neue Beschwörung des Schweizerbundes und die dabei von dem anwesenden Erzherzog Johann ausgesprochene freundliche Bitte, daß doch die Schweizer bei der Einfachheit bleiben möchten, welche ihnen die Achtung des Auslandes am meisten versichere. Kurz nachher, am 12. October, hatte der Zürcher Freund die Ehre, noch ein kleines Bröcklein Weltgeschichte an seinem Landhause bei Engstringen vorbeipassiren zu sehen: „Ich ließ dem Kaiser Franz die Straße zurechte machen und sah ihn vom Stege unter unserem Gute dicht neben mir von Baden her vorüberfahren; er grüßte den Lehenmannsjungen und mich mit gleicher Aufmerksamkeit“.

Auch noch vom Jahr 1815 an nahm der Briefwechsel zwischen Hegner und Meyer von Knonau lange Zeit ununterbrochenen Fortgang. Aber wenn der Zürcher Freund einmal 1818 einen Brief Hegner's vermißte und sich denselben wieder ausbat, mit der Versicherung, daß er ungerne auch nur einen einzigen Brief hingeben würde, so liegt dagegen leider für uns hier die Sache so, daß nur die eine Hälfte der Correspondenz während mehrerer Jahre für uns erhalten ist. Dessen ungeachtet läßt sich natürlich der Zusammenhang des geistigen Verkehrs in den Hauptzügen leicht weiter verfolgen.

Es sind vorzüglich litterarische Arbeiten, wissenschaftliche mit den Dingen des Tages allerdings vielfach sich berührende Fragen, welche in den Briefen hin und her verhandelt werden.

Schon 1806 hatte Hegner den Freund dringend aufgefordert, in der Blüthe seiner Kraft sich aus den Localschreibereien über juridische Gegenstände heraus und etwas Bleibendes, welches auf das Ganze wirke, zu machen, und auf eine bestimmtere Anfrage desselben rieth er, etwa den Zustand der zürcherischen Sitten nach dem burgundischen Kriege zu schildern: „Mit der Sachkenntniß, die Sie haben, und mit dem geläuterten Localitätsgeiste, welcher der Geschichte Wichtigkeit giebt, könnten Sie gewiß etwas Vorzügliches leisten; Füssli's Waldmann ist zu circumspect und allgemein darüber“. Der Aufgeforderte freute sich über den Wink und gestand, daß gerade diese Periode ihn auch schon angezogen habe, „aber nicht um Waldmann als den Unterdrückten, sondern um ihn als zwar gewandten und nicht gemeinen Staatsmann, doch auch als den Mann zu schildern, der jedes Mittel verstand und ohne Aengstlichkeit benutzte, um den Staat und seine eigene Stellung zu Erreichung seiner eigenen Zwecke zu gebrauchen“; zuerst jedoch gedachte er eine Bearbeitung der Brunischen Revolution vorangehen zu lassen. — Erst Ende 1815 kam dann aber eine größere historische Arbeit von Meyer von Knonau zu Stande, „Kurze Geschichte der Schweiz“, in sehr anspruchsloser Weise, sogar ohne Nennung des Verfassers, nur als neue Bearbeitung eines älteren Buches sich dar-

bietend. In einem Briefe an den Winterthurer Freund gab er selbst eine Andeutung über die Entstehung der Arbeit. Der Pfarrer Johann Rudolf Maurer nämlich hatte 1779 eine „Kurze Geschichte der Schweiz, für Anfänger“ erscheinen lassen, welche gute Aufnahme gefunden hatte und wovon in der allerletzten Lebenszeit des 1805 verstorbenen Verfassers eine neue dritte Auflage erschienen war. Ueber diese früheren Auflagen nun und vorzüglich über die Geschichte der Reformations-epoche, worauf hier das Hauptgewicht zu legen ist, äußerte sich Meyer von Konau eben in jenem Briefe folgendermaßen: „In den ersten Bearbeitungen sprach der jugendliche Ungefüg eines Pfaffenfeindes oft schmähend, und um die Wage wieder ein wenig stehend zu machen, malte der Verfasser die Ausartungen der Reformation so aus, daß die Reformation selbst zur wirklichen Revolution wird, was vor 1790 gleichgültig sein konnte, während jetzt die Sache sich ganz anders verhält. In der dritten Auflage von 1806 fiel Alles weg, was die Entstehung einer Reformation erklärte und rechtfertigte; alles übrige hingegen blieb. Kleine Knaben nannten die neue Auflage diejenige, in der man den Katholischen schmeichle, und sie gewöhnten sich, Zwingli, Haller, Dekolampad mit neueren Revolutionsmännern zu vergleichen. Das Zusammenhalten beider Ausgaben war vollends eine Quelle mannigfaltiger Vermuthungen und Vergleichen“. So war es eben sehr erwünscht erschienen, eine neue Ausgabe zu machen, und Meyer von Konau hatte diese „Vierte vermehrte und verbesserte Auflage“, von 1816, besorgt.

Die Behandlung der Reformation in diesem kleinen Handbuche gab nunmehr den Anlaß zu interessanten Neußerungen des Bearbeiters gegenüber Hegner. Meyer von Konau betont dabei, daß gerade gegenüber mannigfaltigen Umgriffen des gegenwärtigen Katholicismus die Reformation als Sache der Menschheit, als ein kühner Versuch, den Menschen der Gottheit selbst wieder zu nähern und Glauben und Moral mit einander zu verbinden, darzustellen sei, und das um so mehr in einem Lehrbuche, woraus Knaben die Geschichte ihres Landes kennen

lernen sollen, welche vielleicht nachher wenige oder keine großen Geschichtsbücher lesen. „Die meisten protestantischen Geschichtsschreiber“, fährt er fort, „sind heutzutage zu höflich oder zu furchtsam, um den Katholiken unangenehme Wahrheiten zu sagen, oder sie fürchten, falls sie das thun, von denselben nicht gekauft zu werden. Ich erinnere mich noch, wie Maurer's erste Ausgabe mein Herz erwärmte und mich mit Erbitterung gegen den Papismus erfüllte; aber er schimpfte. Ich schimpfe nicht, sondern bringe nichts als Thatsachen; allein auch ich könnte nie zugeben, daß ein Oberhaupt des Christenthums jemals nöthig gewesen sei, und auch ich bekenne mich zu dem Worte: Wir sind nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ich schreibe für den Unterricht junger Protestanten. Reformationsgeschichte kann für Protestanten und Katholiken nicht aus einem Buche gelehrt werden, so wenig als deren Confessionen aus eben demselben Katechismus, und weil jetzt die meisten Bücher alle religiösen Divergenzen amalgamiren und verkleistern wollen, so muß man, wo es Zeit und Ort mit sich bringt, die Wahrheit offen sagen. Die Katholiken verachten uns wegen unserer Höflichkeit oder Demuth, und Johann von Müller, der das Brod des Churfürsten von Mainz und des deutschen Kaisers aß und nicht weniger zu Einsiedeln, St. Gallen, Luzern, Solothurn und überall ein lieber braver Mann sein wollte, gab nicht das letzte Beispiel hiervon“. In den bestimmtesten Worten, „schneidend und scharf“, ist darnach in diesem interessanten Glaubensbekenntniß an den Freund die protestantische Gesinnung des Schreibers dargelegt: „Feinde kann und muß meine Darstellung des katholischen Systems dem Büchlein und auch mir zuziehen, wenn es an streng katholischen Orten bekannt wird; aber das kann nicht anders sein. Wer die Wahrheit sagt, darf die Folgen derselben nicht scheuen. Sollten wir das, wofür unsere Väter Ruhe und Leben gewagt haben, nicht auch vertheidigen dürfen? Ich rufe dem Kriege nicht; aber wenn es um die Aufrechterhaltung des Protestantismus zu thun ist, ziehe ich heute wieder nach Cappel und falle mit Freuden für denselben, und den, der zu Hause bleibt, beneide ich nicht“.

Daß die Reformationsfeier von 1819 in dem Bekenner einer solchen Gesinnung große Theilnahme erregte, versteht sich von selbst. Allerdings hielt er als unbefangener Beobachter die neuen Eindrücke nicht für unverthilgbar; aber er versprach sich doch, weil sich die reformirte Kirche wieder als ein großes kräftiges Ganzes gezeigt habe, eine Wirkung auf die lebende Generation: „Während man Reformation bald nicht mehr für einen Buchhändlerartikel hielt, übertrifft nun der Absatz der durch das Fest geschaffenen Schriften alle Erwartung und ist die ganze Lesewelt in den Gegenstand hineingezogen. Denker und Forscher wurden beschäftigt, die Freunde reinerer Gottesverehrung erbaut und ermuthigt; die Modewelt entdeckte verwundert in der Reformation einen Gegenstand, welcher die beliebteren gangbar gewordenen religiösen Modeartikel hinter sich zurückließ. Der Katholicismus selbst mußte, ohne seine Verlegenheit darüber ganz verbergen zu können, unserer Ermahnung überrascht zusehen“. — Hegner war in allen diesen Dingen zurückhaltender, und so sehr seine eben damals 1818 neu erschienene kostbare „Berg-, Land- und Seereise“ den Freund, besonders auch nach Stil und Sprache, entzückte und demselben den Anlaß zu einem dankbaren Briefe voll von feinen Anmerkungen gab, so hatte derselbe doch eben in diesem Briefe selbst, als „Zwinglianer“, Einiges aus jenem Buche weggewünscht: „Ein Hegner arbeite nicht für den Nuntius und den Chorherrn Schneider, nicht für den Vicar Ganz und die Frau von Krüdener“. Ein Wort Wessenberg's schon aus dem Jahre 1805 wird dabei wieder angeführt: „Man soll nicht vergessen, daß wir wieder im fünfzehnten Jahrhundert sind“. Immerhin war natürlich auch Hegner in der Beurtheilung weichlicher Gefühlseligkeit, ungesunder Schwärmerei überall mit dem Freunde einverstanden. Ein neues Buch über die Gertrud von Wart, welches damals als vielbeliebte Lectüre zahlreiche Thränendrüsen in Contribution setzte, wurde nach seiner unwissenschaftlichen und den Geschmack verderbenden Weise gehörig beleuchtet, und ebenso haben Beide ein anderes neueres Product, wo ein Ton weiblicher Empfindelheit und fränkender Phantasie jedes edle hohe

Gefühl ersticke und niederschlage, anstatt des Handelns und der Festigkeit nur zu winseln lehre und in den Himmel verzücke, während die Vernunft erdrückt werde, als etwas höchst Verderbliches anerkannt.

Unterdessen war aber durch Hegner in den zwei Theilen von „Suschens Hochzeit“ nach siebenjähriger Pause 1819 die „Molkenkur“ abgeschlossen worden. Zwar hatte er keineswegs völlig in der Zwischenzeit geschwiegen. Neben trefflichen poetischen Beiträgen in die „Alpenrosen“ und der schon genannten Reise nach dem Rigi war in Form eines Tagebuches ein Ausflug durch Schwaben nach München, vom Jahre 1816, beschrieben worden. Die Absicht, sich über Holbein zu orientiren, aber auch die vertiefte Kunstkenntniß gegenüber der früheren Pariser Reise, treten dabei deutlich hervor, und selbstverständlich mangelt es wieder nicht an zahlreichen kostbaren Bemerkungen\*). Allein der Eindruck von „Suschens Hochzeit“ ging nun allerdings weit darüber hinaus. Jene darin enthaltene, schon vorne erwähnte „Reise nach dem Aufgange“ bewegte den Freund zu einer Dankagung, freilich ohne Vollmacht, doch in voller Zuversicht einer solchen, aus dem Herzen „aller vernünftigen Menschen“: „Wenn ich in meinem Leben nur dieses geschrieben hätte, so würde ich stolz darauf sein, etwas Originelles und Classisches geschrieben zu haben. Ich bin ein grämlicher Leser, der sich freut, wenn ihm auf ganzen Blättern auch nur einzelne Stellen gefallen. Hier gefällt mir alles: kein Wörtchen, keine Anspielung, keine Schattirung ist bei mir verloren gegangen“. Sehr hübsch ist auch sein lobendes Wort: „Die Gesellschaft guter edler Menschen, auch wenn sie nur in Romanen leben, versüßt uns die Bitterkeiten unseres eigenen Daseins“ — und ebenso das Geständniß: „Jetzt muß ich anfangen, Ihnen Recht zu geben, daß Sie den Rathsherrn-Beruf gegen denjenigen des Lehrers der Wahrheit vertauschten“. Wo etwa einmal

---

\*) Nur eine sei erwähnt: „Wenn man Frauen bey sich hat, die keinen Anspruch auf Kunstgefühl machen, so hält es schwer, eine Bildergallerie mit erforderlicher Ruhe zu betrachten; sie finden sich zu bald in der Stimmung, die weder Belustigung noch Nahrung gewährt und die man im gemeinen Leben Langeweile nennt; sie wollen weiter, und der andächtige Beschauer geht seufzend mit“.

Zürich etwas Angenehmes gesagt ist, hat das der Beurtheiler dankbar angemerkt; aber ebenso werden in beliebter Weise angebrachte Nadelstiche empfunden und wohl gebucht. Wie sehr jedoch endlich des Freundes ganzes Haus an „Suschens Hochzeit“ theilnehme, sollte dem Verfasser noch eine weitere Frage darthun. Der ältere Knabe des Freundes, „ein wirklicher Bücherhäfcher“, fand in einer Geschichte des Rheinthals zur frohen Ueberraschung aller Hausgenossen eine Abbildung des Schlosses Grünenstein, auf welchem manche Scenen des Romanes spielen, und da sollte ihm der Vater durchaus zeigen, wo jene ganze Gesellschaft gewohnt habe oder doch hätte wohnen mögen: „Gewiß wird er Sie noch selbst fragen“.

Doch auch Meyer von Knonau trat nun bald mit seiner Hauptleistung hervor, welche hinwieder Hegner's ungetheilteste Anerkennung fand. Aus seinen historischen Studien erwuchs 1826 ein erster Band vom „Handbuch“ der Geschichte der „Schweizerischen Eidsgenossenschaft“. Hegner war durch das Buch völlig überrascht: „Das heiß ich schweigen können! Keine Ahnung hatte ich von Ihrem großen Unternehmen. Noch habe ich erst in Ihrem Buche so ein wenig hin und her geguckt, aber mich doch schon so mancher Spezialität erfreut, die nur ein Staatskundiger, wie Sie, finden und herausheben konnte. Zschokke schrieb als Kosmopolit und für Kosmopoliten; sein Buch ist wie ein hübscher Spaziergang im Freyen. Sie schrieben als geborener Schweizer mit tiefer Kenntniß des Geistes aller schweizerischen Zeiten und der eidgenössisch-politischen Kreuz- und Querspüße. Ihr Buch wird im Stillen gelesen und benutzt werden, ein Haus- und Handbuch bleiben für ernste und gebildete Regenten und Freunde des Vaterlandes“. Mit gleicher Freude wurde später, 1829, der zweite Band empfangen. Hegner beeilte sich damals, wo die Briefe schon seltener werden, so rasch wie möglich noch vor einem freudig erhofften Wiedersehen in Winterthur den Dank nach Zürich abzusenden, „damit Sie nicht etwa glauben möchten, ich habe mir durch bloße Mündlichkeit den Dank für die herrliche Gabe des Meisters erleichtern wollen“.

Außerdem aber war die längste Zeit ein eifriger Tauschverkehr von Neujahrsblättern, ein Vierteljahrhundert hindurch von Winterthur nach Zürich, dazwischen, freilich nicht so regelmäßig, Gegengaben von Zürich nach Winterthur. Es war für Hegner sehr erwünscht, alljährlich im Texte zu Ansichten von bemerkenswerthen Dertlichkeiten aus der näheren und ferneren Umgebung von Winterthur allerlei Belehrungen und dazwischen auch wieder treffende Bemerkungen in weitere Kreise werfen zu können. Zwar wurde auf Neujahr 1828 zu der hübschen Ansicht des Klosters Rheinau nicht mit abgedruckt, was vorher in einem Briefe gestanden hatte: „In Eglisau sahen wir ein Borloch, aber kein Salz, im Kloster Rheinau reiche Kunstfachen, aber keinen Gelehrten“. Dagegen ließ Hegner zum Jahre 1820, unter einem Bilde des Klosters Töß, mit Vergnügen bei der Erwähnung der Brücke über den Tößfluß abdrucken, daß zwar Winterthur 1348 nach einem Verkommniß die Brücke fahrbar gebaut und seither mit großen Kosten unterhalten habe, wogegen der Stadt im Umkreise von zwei Stunden viele Gewerbs- und Handelsfreiheiten ausschließlich zugesichert gewesen seien: „Nunmehr aber, da alles dieses, nebst noch manchen die Stadt begünstigenden Rechten, hinweggefallen und das ganze Land von oben bis unten freyen Handel und Gewerbe treibt, mithin ebenso viel, ja noch viel mehr der Straßen und Brücken bedarf, sollte nicht auch billiger Weise diese Last der Unterhaltung einer auf eine halbe Stunde entfernten Brücke von der in ganz andere Verhältnisse getretenen Stadt hinwegfallen, so wie die Unterhaltung der Steig auch nicht mehr auf der Grafschaft Kyburg allein liegt?“ Da antwortet ihm der Zürcher Rathsherr: „Dem geschickten Vaterstadtverttheidiger kann es nicht verdacht werden, wenn er auch hier für dieselbe einen Gang wagt. Die Vergleichung mit der Steig beweist, was unser armer Rathssaal, den Sie verachteten, an Ihnen verloren hat; denn die hier gebrauchte Wendung ist nicht nur eines gemeinen Rathsherrn, sondern eines tiefsinnigen Staatsrathes würdig und beurfundet den Diplomaten“. Allerdings will dann aber der Brief Hegner's Beweisführung nicht als durchschlagend anerkennen.

— Einer besonderen Hervorhebung wurde in Zürich auch das Blatt von 1824 gewürdigt, wo Hegner bei der Beschreibung von Uster u. a. von dem Abach spricht, der nicht nur zur Wässerung diene; „sondern er treibt nebst mehreren Wasserwerken auch vier mechanische Spinnereyen, die sich in diesem kleinen Bezirk angesetzt haben und, wie man von solchen Anstalten sagt, armen Kindern Brod geben, wobey jedoch nicht zu vergessen, daß die armen Kinder mit saurer Arbeit und blassen Wangen den Eigenthümern das Geld erwerben, womit sie jenes Brod kaufen“. — Einmal war auch Meyer von Knonau selbst mittelbar eifriger Mitarbeiter eines Winterthurer Neujahrsblattes. Als nämlich Hegner auf Neujahr 1817 zur Schilderung des Schlosses Goldenberg eine Darstellung des Lebens des Landadels im 13. und 14. Jahrhundert wünschte, gab ihm sein geschichtskundiger Freund eine ganz vortreffliche culturgeschichtliche Zeichnung, vorzüglich über das Wirken der Burgfrauen, welche dann auch wirklich im Auszuge wörtlich benutzt wurde.

Allein allmählig vermindert sich nun die Zahl der Briefe; sie beschränkt sich seit 1830 fast ganz auf die Uebersendung des Neujahrsblattes aus Winterthur und den Dank für dasselbe aus Zürich. Allein die Gesinnung blieb dieselbe: „Vergessen Sie mich nicht“, schrieb Hegner Ende 1832, „so wenig als ich Sie vergessen kann. Wir haben uns doch immer am besten verstanden“. Schon 1829 war Hegner auch aus dem Großen Rathe ausgetreten: „Ich bin nun nichts öffentliches mehr, als Vorsteher einer kleinen Bibliothek, deren ich mich aber auch nicht mehr, wie ehemals, annehmen kann, weil die Füße nicht mehr recht schreiten wollen. Uebrigens befinde ich mich ganz wohl und bedarf noch der Bücher und der Menschen; aber es muß geräuschlos um mich zugehen, wenn ich glücklich seyn soll“. Schon vorher einmal hatte er halb scherzhaft geäußert, er sei ein spinozistischer Christ, den die Kleinigkeiten des dogmatischen Unterschiedes der Confessionen wenig anfechten: „Ja, wenn ich außer meine bürgerlichen Verhältnisse treten könnte, so ging ich aus Liebe zur Einsamkeit vielleicht in ein Kloster,

insofern ich von Gebethen und Vigilien dispensirt werde“. Daß dabei den Mann, welcher schon 1805 einmal geschrieben hatte: „Den Schweizerboten lese ich nicht; ich kann den sogenannten Volkston nicht leiden“ —, die mit dem vierten Jahrzehnt einsetzende Zeit neuer Bewegungen noch mehr in die Einsamkeit drängte, ließ sich erwarten. Ganz und gar nicht wollten ihm die schon 1829 sich herandrängenden kosmopolitischen Ideen gefallen, und daß dem Volke durch Schulmeister der Fortschritt gebracht werden solle; leise spottet er daneben auch über die bevorstehende „Winterthurer Geigerfilbe“, das will sagen, über das eidgenössische Musikfest. Sehr interessirt ihn aber, was ihm der Freund gleich vor der Julirevolution, am 24. Juni 1830, über die veränderte Luft im Großen Rathe erzählte: „Einzelne junge Leute“ — heißt es da — „von denen ich schon vor kurzen Jahren bedauerte, daß sie bereits allzu berechnend seien, führen das große Wort. Ob bei allen dieser Republicanismus in zwanzig oder dreißig Jahren, oder wenn sie auf höhere Stellen übergegangen sind, noch fortdauere, oder wie er sich bewähren werde, wenn ihre kräftigen Töne einen ebenso kräftigen Löwen, der entweder noch schläft oder sich nur darüber wundert, bisweilen aber bereits zu blinzeln anfängt, aufwecken und dieser nach dem Vorspiele derselben auftreten will, das wird eine merkwürdige Aufgabe sein. Ich glaube, daß, wenn ich dies noch erleben sollte, ich weit weniger ein non putabam ausrufen würde, als manch einer dieser jüngeren Männer“. Auch die Winterthurer werden nochmals gegenüber dem Winterthurer vertheidigt: „Sie müssen nicht glauben, Ihre Mitbürger achten nicht auf Sie; freilich thun sie es; aber sobald Sie sprechen, zieht sich alles zurück, etwa wie die Schuljugend, wenn der Herr Informator angeschritten kommt“.

1834 kam aus Winterthur das letzte Neujahrsblatt. Schon vorher hatte Hegner einmal geschrieben: „Ich höre oft von Ihnen; ich denke noch öfters an Sie; aber ich spreche selten von Ihnen, weil man das Heilige der Freundschaft nicht der Welt preisgeben muß“. Dann aber ist, abgesehen von einem freundschaftlichen Besuche Hegner's in Zürich im Sommer 1836, von der Herzlichkeit, die dabei, wie in den Zeiten des früheren öfteren Beisammenseins und Redewechsels, hervor-

trat, von unmittelbarem Verkehre längere Zeit nicht die Rede. Meyer von Knonau glaubte wahrgenommen zu haben, daß Hegner es vorziehe, dem häuslichen Kreise und für sich zu leben und daher auch Briefwechsel, die keinen bestimmten Zweck hätten, nicht fortzusetzen, und in dieser Ansicht wurde er noch mehr bestärkt, als er eine Aeußerung Hegner's vernahm, das Alter producire nicht mehr; an ein gänzlichcs Nichtproduciren zwar glaubte er nicht, immerhin so, daß die Worte ihm schienen sagen zu wollen, der Löwe habe sich in seine Ruhestätte, der Weltweise in sein Museum zurückgezogen, um ungestört zu sein. Da aber war, unerwartet genug, nochmals von Hegner eine werthvolle Kundgebung, in den „Beiträgen zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavater's“, 1836, erschienen. Jetzt wollte der freudig berührte Freund nicht länger schweigen, sondern dafür danken, daß Hegner der Welt und der Wahrheit wieder ein Geschenk gebracht, Unwahrheiten berichtigt, Wahrheiten ausgesprochen und auf andere hingedeutet habe: „Lavater's Name“ — schrieb er da an Hegner — „ist historisch, für eine gewisse Zeit welthistorisch geworden; man hat ihn als einen Heros, als einen Welterretter, man hat ihn aber auch als das Gegentheil von jenen und als einen geistigen Luftspringer geschildert. Jetzt tritt ein Mann auf, von dem man weiß, daß er den Maßstab jedes Verdienstes zu führen versteht, daß keine Schwäche, Thorheit oder Verstellung ihm leicht entgeht, der aber weiß, was leben und lebenlassen ist, der seinen Mann nicht nur im Festkleide, sondern auch im Hauskleide und in den intimsten Dingen gesehen und beobachtet hat; man weiß, daß dieser Beobachter, obgleich oft mit scharfen humoristischen Pfeilen bewaffnet, gegen Lavater's schwache Seiten milde, daß er kein Spötter oder Neologe ist. Man muß sich demnach überzeugen, daß dieser Schilderer nur sagt, was er sagen zu müssen glaubt, und was er der Wahrheit schuldig ist, und daß er über sein ganzes Gemälde gerne Licht und nicht gerne Schatten verbreitet“.

Hegner war für diesen Gruß sehr dankbar: „Ihre gütige, ja lobende Aufnahme meiner Schrift“ — schrieb er alsbald am 20.

September — „hat mich über die Maßen erfreut und that mir um so viel mehr wohl, da mich schon manches, was ich darüber gehört, gemerkt und gedacht habe, fast kleinmüthig gemacht. Einer solchen Aufmunterung bedurfte ich eben. Die blinden Anhänger Lavater's, welche den Seligen immer mit dem Heiligenschein sehen wollen, ungeachtet er nie zur geringsten Erfüllung seiner Glaubenserwartung kam, halten sich für beleidigt und achten, weil ihnen die Täuschung genommen wird, um so viel weniger auf das überwiegende Gute, Schöne, Keimenschliche, was von ihm gesagt ist. Nur dem Nimbus bin ich gram, der keinem Menschen wohl ansteht. Wahrheit, erweisliche Wahrheit wollte ich geben, nicht Vergötterung, und sollte ich nicht auch von Schwachheit reden dürfen, wo so viel Kraft vorherrschet, nicht auch einiges dieser Art schonend berühren dürfen, von dem Manne, der sich so oft und stark als einen sündigen Menschen selbst darstellte, und wie manches hab ich weggelassen und übergangen!“ — „Ihr alter Freund grüßt Sie von Herzensgrund“.

Noch einmal schrieb dann Meyer von Knonau im folgenden Jahre 1837 aus der alten Fraumünsterabtei, wohin er seinem älteren Sohne bei der Uebnahme des Staatsarchives durch denselben gefolgt war. Freudig erzählt er von den geliebten neuen Kindern, den Gattinnen der Söhne, welche dieses Jahr ihm geschenkt habe. Er schildert in anmuthiger Weise seine neue Wohnung und fügt bei, daß im Innern der ehrwürdigen Gebäude als bescheidenes Gärtlein ein Friedhof liege: „Würde ich es nicht schon lange von selbst thun, so müßte dasselbe, da es auf mich wartet, an das schöne: *Omnem crede diem tibi diluxisse supremum* mich stets erinnern“.

Um etwas mehr als anderthalb Jahre, bis zum 21. September 1841, überlebte Ludwig Meyer von Knonau seinen Freund, der am 3. Januar 1840 im einundachtzigsten Lebensjahre ihm im Tode vorgegangen war. Von einem unmittelbaren Verkehre liegen in den letzten Zeiten Zeugnisse nicht mehr vor. Dagegen ist über einen Artikel,

welcher am 8. Januar 1840 die Persönlichkeit Hegner's in einem öffentlichen Blatte Zürich's schilderte, nahezu mit Gewißheit zu sagen, daß er von Ludwig Meyer von Knonau ausgegangen sei. Nach einer kurzen Uebersicht des Lebens des Verstorbenen schließt er mit einer gedrängten Charakteristik desselben.

„Hegner gehörte nicht zu den Leuten, die aus Bücherschreiben und Vielschreiben schon frühzeitig einen Beruf machen\*). Erst als die Fülle seines Geistes, seine feine Beobachtung der Menschen und eine rege Laune einen Schatz von Ideen in seinem Innern gesammelt hatten, die er nicht mehr zu verschließen vermochte und deren Zurückhaltung dem Begraben reicher Kostbarkeiten gleich zu achten gewesen wäre, trat er in einer Reihe von Schriften auf, die sein hohes Talent beurfunden. — Im Umgange war er nicht wortreich, insbesondere wenn der Gesellschafter oder die Umgebungen ihn nicht ansprachen. Er ließ sich Dinge vorerzählen, die er zehnmal besser verstand, als der Erzählende, und es bedurfte einer besondern Veranlassung, um ihn zu bewegen, dieß den Andern fühlen zu lassen. So kühn und scharf seine Feder war, so bescheiden und sogar schüchtern war er im Umgange, so daß er in Verlegenheit war und sich entfernte, wenn Leute sich näherten, die sein Wiß, selbst ein unschuldiger, früher verletzt hatte. So sehr er in manchen Fächern die Entwicklungen des menschlichen Geistes mit Glück verfolgte und dabei hoch über manche menschliche Schwäche und Thorheit hinweg sah, wich er dagegen vor großen Bewegungen und vor jedem Sturme zurück. Er griff gerne ein; aber das Durchgreifen scheute er. Er wäre im Reformationszeitalter ein Erasmus gewesen. — Das Kleinliche des Spießbürgerthums und das Einengende der alten zürcherischen Zunftverfassung machten ihm beides so verhaßt, daß er 1798, ungeachtet persönlicher Einbußen, dem Einsturze des alten Gebäudes nicht ungerne zusah. So sehr ihn dann während der helvetischen Periode französischer

---

\*) Gerade deswegen ist es um so auffallender, daß ein so ganz inhaltloses Büchlein, wie die 1843 in Winterthur erschienenen „Erinnerungen an Hegner“ sind, das Gedächtniß Hegner's auffrischen sollte.

Uebermuth, einheimische demagogische Gemeinheit und gegenseitige niedrige Leidenschaften oft tief kränkten, so empörten ihn nicht weniger die Härten des Jahres 1804 und die Rückschritte von 1814. Geistige Ueberlegenheit und treffender Witz machten ihn in früheren Jahren zum Schrecken mancher seiner Mitbürger, die ihn als eine Geißel betrachteten und für keinen guten Winterthurer hielten; aber er war es in vollem Sinne, es mochte den Kanton oder Zürich gelten, dem er keine Suprematie und noch weniger Annäherungen übernahm. Mit Lächeln pflegte er das *ἀστυ* gerne anzuwenden, und manche Stelle seiner humoristischen Schriften zeugt hievon. Ungeachtet dieser Abneigung gegen veraltete Formen ehrte er dagegen ältere bescheidene Sitten und schweizerische Einfachheit. So reich seine Darstellungsgabe und so mächtig seine geistigen Waffen waren, hielt er, insbesondere als er älter geworden war, oft zurück, sprach vieles nicht aus, was er wußte, und hütete sich, tiefe Wunden zu schlagen. Er war wohlmeinend, aber selten vertraulich. Mit den politischen Gestaltungen des letzten Jahrzehnds konnte er sich nicht aussöhnen; aber sein Geist blieb heiter und ungeschwächt bis auf die letzten Wochen seines Lebens, das durch allmähliges Hinschwinden der physischen Kräfte sein Ziel fand, dem er ruhig entgegensah“.

Was Meyer von Knonau 1820 nach dem Erscheinen des letzten Bändchens der „Molkenkur“ an Hegner geschrieben hatte: „Sie gehören schon nicht mehr unserer Schweiz und unserem Zeitalter an“ — dieses Wort möge wahr bleiben, oder — so müssen wir vielleicht bei dem so mannigfach überreizten Geschmacke unserer Zeit sagen — es möge wieder wahr werden.

---